



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Exaudi	271
Curtz. Von Leo Graef	282
Spencers Autobiographie. Von Samuel Saenger	286
Städtische Grundfragen. Von Theodor Conrad	294
Hermann Bang. Von Peter Hammer	298
Erste Enttäuschung. Von Helene Wigerke	302
Haufschuh. Von Leben	305

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse

Wein-Restaurant

Déjeuner à M. 2,—, Diners, Soupers
von M. 3,— an, sowie à la carte

Beste Küche bei mässigen Preisen.

Bier-Restaurant

Ausschank der Freih. v. Tucher'schen
Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel

Fritz Otto.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
Bekleidung zu zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für

Herz- und Nervenranke

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

— Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei). —

Literatur: Dr. med. Max Asch, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrochenen-
und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in gemeinverständlichster
Darstellung. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)



Der anerkannt beste Kneifer: Der orthozentrische Kneifer
„Ideal“ nach Dr. Brinkhaus. Von hoher Eleganz. Das
Neueste: Feder und Stenge sind eins. Beseitigt Sehstörung
durch korrekte Zentrierung. Fehlerhafte Zentrierung verursacht
Schleien. Von vorzüglich. Einfachheit. Sitzt sehr fest u. korrekt,
von hervort. Aerzten empfohlen. Orthozentrische Kneifer Ges.
m. b. H. Potsdamerstr. 132. Nur direkt auf Firma u. Kaufmann zu haben.

**Hervorragendes Tafel-
und Gesundheits-Wasser**

Namedy Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 26. Mai 1906.

Eraudi.

Man müßte in diesen Tagen holdester Frühlingswunder jeden ärgernden Gedanken wegſcheuchen, jedem garſtigen Lied das lange gequälte Ohr verſchließen. Alle Sinne nur an der bräutlichen Pracht unſerer grünen Erde laben. An Gliederduft, Kaſtanienblüthe, Maiglöckchen, Goldregen, Bergahorn, Stiefmütterchen; an Lenzerzen und hurtig kletternden Ranken. Wie ſchön iſt jezt, all in ihrer Kargheit, ſelbſt unſere märkiſche Natur, wie herrlich, über der Erdbeerblüthe, mit jungem Trieb die dürftigſte Krüppelkiefer! Amsel, Droſſel, Fink und Staar. Und wenn ſie ruhen, wenn, auf niedrigem Lager, auch Philomele ſchweigt und des Sproſſers Buhlsucht verſtummt, iſts, als lächle und jauchze, nachts noch, eine vox jucunditatis durch das All. Wie, dünkt uns, war die Pforte zum Sommer ſo reich, ſo lieblich bekränzt. Faſt rigt ſich der Wuſch, ſie möge noch lange verſchloſſen bleiben. Kanns dahinter denn ſchöner ſein? Iſt nicht immer noch höchſtes Glück Dem beſchieden, der nur mit ſehnendem Blick das Gelobte Land umfängt? Auch in Kanaan gab es Hitze und Staub, Mißgerüche und läſtige Inſekten. Verheißung iſt mehr als Erfüllung. Und mit den feiſten Reizen des Sommers hat ſich dieſmal der Frühling geſchmückt. Vor dem Karfreitag ſchon weinte auf grünender Blur der nackte Strauch, troß aus der Baumrinde harziges Blut. Jezt trägt, im Mai, die Braut noch den Schleier; doch unter dem dünnen Geſpinnt ahnt Du den heißen Leib. *Midi, roi des étés, épandu sur la pleine, tombe en nappes d'argent des hauteurs du ciel bleu.* Noch glüht des Mittags Athem nicht, dörrt nicht Halm und Zweig; und friſch erwacht Garten und Wald in der

Dämmerröthe aus fühlen Nächten. Homer müßte man in dieser Zeit lesen, den jungen Goethe, die Verse Vergils, die wie ein schwächtiger Jüngling hüpfen, den Muffet der vorvenezianischen Zeit, Browning, Gogols Kasaken-schichte, unjeren Taugenichts und Maeterlincks Melijande. Die Pastorale hören, Haydn's bepuderte Melodie, Lamino, die Gräfin Almaviva und Sachsens Meisterjanz. Auf das emsige Gewimmel der Ameisen blicken; auf den Puls einer Mädchenbrust; auf Giorgiones Konzert, Botticellis Reigen, den leuchtenden Sommer des Puvis de Chavannes; oder auf die süße Müdigkeit der verschlungen aus dunklen Alleen heimkehrenden Paare. Keinem widrigen Anhauch die Seele öffnen und fröhlich, mit sorglosen Sinnen, in der Hochzeitsstimmung prangender Natur schwelgen. Ein Tropf, wer sich diese Tage verleiden läßt. . . Doch was kann Vernunft wider den Zwang fixer Vorstellung? Wider die Hoffnung, den Thorenwahn, wirken zu können, hemmend und fördernd? Auf dem Libanon, heißt's, werden arabische Testamente bewahrt, die den Erben verpflichten, in die Gruft dem Testator den Sieg der Franken über den Islam zu melden. Wir belächeln das selbsttrügerische Spiel: und sind doch nicht weiser als diese braunen Greise. Wollen, wenn ringsum alles Lebendige zu festlicher Wonne ruft, durchaus wissen, ob in der Staatsmaschine nicht ein Rädchen verrostet ist. Fliehen aus stärkender Sonne ins enge Zimmer, hocken über bedrucktem Papier und bilden uns ein, wir könnten was bessern. Lauscht Dir denn jetzt Einer, träuber Narr? Lacht nicht Jeder Dich und Dein Wähnen aus?

Die neuen Steuern sind unter Dach und der Freiherr von Stengel wandert mit dem Schritte des nie Besiegten durch den Thiergarten. Hält sich am Ende gar für einen Staatsmann und Parlamentsstrategen von hohem Rang. Auch ein nicht mit Eitelkeit hypothekarisch Belasteter könnte in solchen Irthum verfallen. Der Plangalt als undurchführbar: und alles Extrachtete ist nun in der Reichs-scheune. Aber das Werk lobt den Meister nicht; und wir wollen hoffen, daß der Bayernbaron, dem jetzt gewiß ein hübscher Orden umgehängt wird, lange genug lebe, um auch aus der Gegend der Staatsstützen noch zu hören, daß er eine traurige Rolle gespielt hat. Das mühsam erlangte Geld deckt nicht das Bedürfniß und hat einen üblen Geruch. Die Automobilsteuer (die der Kaiser in derben Ausdrücken vor dem Ohr vieler Zeugen getadelt hat) ist dumm, weil sie von einem Verkehrsmittel abschreckt, dessen Verbreitung die Behörden mit aller Kraft fördern müßten. (Statt mit dem Aufwand ungeheurer, nie ausreichend verzinslicher Summen Kanäle zu graben, deren Bett im Winter zufriert, im Sommer eintrocknet, sollte die Regierung ihr Eisenbahnetz besser

ausnützen, die Güterzüge so rasch einander folgen lassen wie auf belasteterem und gefährdeterem Gleis jede Straßenbahn ihre Wagen und für die Chausseen Frachtmotorwagen anschaffen). Noch ungerechter und dümmer ist die Lantiensteuer. Ungerecht, weil sie das Einkommen, contra bonos mores, doppelt besteuern will. Dumm, weil sie erstens den verständigen Grundsatz durchlöchert, dem Reich nur indirekte, den Einzelstaaten die direkten Steuern anzuweisen, und zweitens, wie ein Tertianer errathen könnte, nicht von den Direktoren und Aufsichtsrathsmitgliedern, sondern von den Aktionären zu tragen sein wird. Die über die Kasse verfügenden Herren werden die Lantienem einfach um den Betrag der Steuer erhöhen, diesen Betrag unter irgend einem Titel in die Bilanz stellen und so der Dividende entziehen. (Die Zahl der einträglichen Aufsichtsrathsstellen ist übrigens viel geringer, als die Parlamentsbönhafen annehmen; und wo viel verdient wird, ist auch die Arbeitlast nicht ganz klein.) Die Cigarettensteuer wird der amerikanischen Schleuderkonturrenz mehr nützen als den Reichsfinanzen. Und daß die Eisenbahnfahrkarte und das Porto im Stadt- und Nachbarortverkehr vertheuert wird, ist geradezu skandalös. Mit solcher Möglichkeit hat Keiner gerechnet, als die Eisenbahnen verstaatlicht und die Privatpostanstalten beseitigt wurden. Wenn Herr von Podbielski noch im Staatssekretariat der Post säße, hätte das Reich nicht diese Blamage (und der Reichstag nicht die unglaubliche Bertheidigerrede eines allzu heiteren Unterstaatssekretärs) erlebt. Der ganze Steuerplan war geistlos; und unvernünftige Hast hat ihn ausgeführt. Statt ins Bolle zu greifen, die Objekte zu wählen, die eine starke Blutung vertragen können, und so für mindestens ein Jahrzehnt vorzusorgen, hat man die Steuern genommen, die ohne Konflikt von der Mehrheit zu haben waren. Das ist die Politik des Caesarismus; und eine, die ihr Ziel nicht erreichen wird. Der Aerger des Mannes, der für sein Eisenbahnbillet plötzlich mehr als den gewohnten Preis zahlen muß, und der Hausfrau, die den Schlächter und die Blätterin nicht mehr auf blauer Zweipfennigkarte herbeirufen kann, wird in der nächsten Wahlzeit fühlbar werden und vorher schon den Partikularismus gegen die Reichsanmahnung waffnen. Ist's nicht ein Jammer, daß in Stuttgart und München jetzt Minister erklären müssen, sie fänden die Steuern zwar auch spottschlecht, seien aber genöthigt, sich der vis major zu fügen? Merkt in Berlin denn Niemand, daß sich das Band, das die Stämme zusammenhält, nach und nach lockert, nicht fester knüpft? Weit wird man auf dem beschrittenen Weg nicht kommen. Und die dreifteste Demagogik kann die Lüge, der Reiche steure dem deutschen Staat noch zu wenig, nicht am Leben erhalten. Der Reiche giebt heute schon mehr, als er empfängt. Caesaristen können sich freilich auch zur Vermögenskonfiskation entschließen.

Ein Staatsmann hätte die Masse aufgerufen; ihr offen, mit dem Muth der Fruchtbaren, gesagt, daß eine große Anstrengung der Nation nöthig sei, weil in Reich und Staat fast Alles modernisirt und die Wehr mit bedächtiger Schnelle verstärkt werden muß. Militär und Beamte, Subalterne und Spitzen müssen besser bezahlt werden. Und da wir die Gelegenheit zur Lösung des Westgrenzenproblems leichtsinnig versäumt haben, müssen wir zu Land und zu Wasser die Rüstung härten. Nicht zweihundert, sondern mindestens fünfhundert Millionen braucht das Reich, wenn es in ruhiger Kraft der Entwicklung harren und den Einzelstaaten nicht noch lästiger werden will. Die Behauptung des Flottenvereins, nur ein beschleunigter Schiffbau könne nützen, muß auch das nüchternste Urtheil als erweislich wahr hinnehmen. Was jetzt für die Marine ausgegeben wird, ist zum großen Theil ins Wasser geworfen; denn England überbietet es mühelos, auch Frankreich kann bequem mit uns Schritt halten und die Relation der Kräfte bleibt unverändert. Die Sachverständigsten (deren Pläne kein Prinz, kein Kaiser „korrigiren“ dürfte) müßten Schiffe vom modernsten Typus bauen und diese Schiffe dann mit Matrosen, Soldaten, Offizieren bemannt werden, die für Sturm und Kampf gedrillt sind, nicht fürs Paradedeck und die Küstenrepräsentation. Ohne ein großes Stück Geld ist nichts zu machen. Schon der Entschluß zu solcher Anstrengung hätte aber gewirkt. Jetzt kann das Reichsfinanzgeschäft dem Ausländer nicht imponiren. Der Anleihekurs bröckelt, die Wohlhabenden (ohne deren Luxusaufwand die uns bekannte Kulturform kapitalistischer Großstaaten doch nicht zu erhalten ist) werden geärgert und die Steuern nach Rezepten herbeigeschafft, die sonst nur schwerkranken Ländern verschrieben wurden. Ist Deutschland so arm, daß es sich nur mit Bankrotteurmitteln noch helfen kann? Nein. Die Regierenden haben nur nicht den Muth, auf gewohnten Applaus zu verzichten, eine wahrhaftige Bilanz vorzulegen und offen zu sagen, wie herrlich weit sie gebracht haben. Und weil ohne Entschleierung des Thatbestandes der Appell an den nationalen Opferwillen unwirksam bleiben müßte, versuchen sie, nach dem Muster schlecht ausgestatteter Aktiengesellschaften, mit Rothjanirungen ihr Heil.

Unsinn, ruft ein mit Oeffentlicher Meinung Gepöppeltes; wir hätten ja gar nichts Schlimmes zu enthüllen. Lacht uns von allen Seilen denn jetzt nicht der Lenz in den Saal? Marokko ist anständig erledigt. Im Türkengebiet erreichen wir stets, was wir wollen. Oesterreichs Zuverlässigkeit hat sich gegen alle Zweifel bewährt, Italien kommt sacht wieder zur Raïson und der Dreibund bleibt das Fundament europäischen Friedens. Daß Britannien und Rußland sich verständigen, kann uns nicht schaden; die londoner Presse versichert ja einstimmig, daß diese entente sich nicht gegen Deutschland wenden würde. Die

Engländer haben sich überhaupt sehr gebessert. Machen uns die artigsten Komplimente. Wie ist der berliner Oberbürgermeister mit seinen Mannen drüben aufgenommen worden. Wie hat der britische Kriegsminister den Deutschen Kaiser gefeiert! Und hat die Kappolizei nicht Morenga, den uns so unbequemen Damaraherero, gefangen? Das war, nachdem unsere Truppen eben erst wider das Völkerrecht die Grenze englischen Gebietes überschritten hatten, doch ein deutliches Zeichen guten Willens. Wir wären undankbar, wenn wir noch länger mißtrauisch über den Armel schielten. Now is the winter of our discontent made glorious summer; und die Wetterern sind wieder einig.

Das ist die Maimelodie. Sperrt ihr das Ohr, auch wenn alles Federovoll sie von früh bis spät pfeift! Ueber den Dreibund, den, wie erwiesen werden könnte, schon Bismarck nicht sehr ernst nahm, wollen wir einstweilen nicht mehr reden. Auch nicht ausführlich wiederholen, daß in Algefiras nichts irgendwie Wichtiges durchgesetzt worden ist. (Der Sultan ist nicht souverain, sondern unter strenger Kontrolle; die legale Gleichheit der Handelsrechte war nie bestritten; die Internationalisierung sichert den Franzosen auf allen Gebieten die Mehrheit, lähmt aber die Entwicklung des Scherifenreiches und schadet dadurch, trotz allen papiernen Bürgschaften, auch unseren Handel.) Ob wir im Dëmanenland noch vornan sein werden, ist abzuwarten. Wir waren, so lange Abd ul Hamid sich sagen konnte: „Die Deutschen sind für mich, weil meine Freundschaft ihnen die Gelegenheit schafft, England kleinen und großen Verdruß zu bereiten; in jedem Konflikt mit England werden sie deshalb für mich zu haben sein.“ Diese Zuversicht ist am Sinai bestattet worden. Wir haben zu früh geschrien: Deutschland bleibt neutral, denkt gar nicht daran, auch nur moralisch den Türken zu helfen. In ein paar Tagen hat England dann Alles erlangt, was es wünschte; und kann nun auch in Egypten und an der persischen Grenze nach Belieben schalten. Seit die entente cordiale die Briten am Nil sichert, ist im Lande des Khedive der Wohlstand über alles Hoffen hinaus gewachsen und englische Kaufleute haben an Bodenkäufen dort Riesensummen verdient. Der Badischah hat erfahren, daß auf das Deutsche Reich in schwerer Roth nicht zu rechnen, daß Großbritannien dem Zaren, dem Mikado, dem Perserschah, der Französischen Republik, dem Dalai Lama, den Häuptern von Oesterreich-Ungarn, Italien, Spanien und Portugal befreundet ist. Kann er solcher Macht, in deren Bereich so viele Mohammedaner wohnen, fortan noch Etwas weigern? Wir können erleben, daß uns die Sonne im Ost untergeht.

Daß eine Koalition keine Macht auf dem Erdrund bedroht, wird immer gesagt, lullt aber nur müde Kinder in Schlaf. Wenn ein Bund die Mittelmeermächte, Rußland und Japan vereint, ist der Islam wehrlos, Nordame-

rifa (das man nicht nach Roosevelt's Eärmsucht beurtheilen darf) zu vorsichtiger Neutralität gezwungen, um das glanzlos isolirte Deutschland der Ring geschlossen; und Oesterreich kann, mit seinen Balkanhoffnungen, nicht out in the cold bleiben. Die Britenpresse ist artig geworden und die Herren Kirchner, Rosenow, Cassel, die als Lenzdiplomaten drüben das Reich vertraten und fast so zierlich redeten wie des Kanzlers durchlauchtiger Mund, wurden mit Süßigkeit bewirthet. Nicht vom König. Der sprach wieder wie ein kluger, moderner Geschäftsmann. „Freue mich sehr. Hoffentlich gefällt Ihnen hier, trotz den gehäuften Vergnügungstrapazen.“ Keine Silbe von Freundschaft, Verwandtengefühl und Weltfrieden. Diesen Land ließ er den Lords und Commoners. Lafelrednern und Zeitungschreibern. Staunt Ihr und möchtet vor Nührung Zähren vergießen? Die hellen Angelsachsen handeln, wie sie müssen; folgen, heute wie gestern, dem Rath gesunder Vernunft. Britanien fühlt sich jetzt stark genug, um eine imperialistische (territoriale) Ausbreitung Deutschlands hindern zu können; ist vom Tempo unseres Flottenbaues nicht bedroht; kann den Kampf um die Märkte (wenns gar nicht anders geht, nach Chamberlains Vorschlag) in aller Stille organisiren und hat keinen Grund, den des Rimbus beraubten, vereinsamten Vetter, der so zärtlich um Liebe wirbt, noch zu schelten. Er wird nicht so bald wieder mit den Landsleuten Wellingtons und Kitcheners anbinden. Schenkt ihm ein schönes Holzpferd; die darin verborgenen Danaer ahnt er gewiß nicht. Morenga ist matt, liebe, wenn wir ihn frei lassen, wieder über die Grenze, würde schließlich doch gefangen und an den Galgen gehenkt; also nimm ihn beim Kragen, liebe Kappolizei, sänftiglich, und setze ihn fest: wenn er aufgefüttert und heil ist, wollen wir weiter sehen. Inzwischen zeigen wir in Natal, wie man Aufstandsversuche der Schwarzen niederzwingt; füllen die Lücken unserer Landwehr aus und horchen auf den Rath des alten Roberts, unsere Jugend zu stählen; schaffen die Drahtgeschütze ab und ersetzen sie durch die modernsten Kriegsmaschinen; und warten, bis die Burenwunde ganz verharicht und wieder mehr Geld im Inselreich ist. Herr Haldane, ein pfißiger Advokat, der jetzt den Kriegsminister spielt, hat den Ton für die Kaiserhymne ein Bißchen laut genommen. „Großer Denker, großer Herrscher, großer Mann.“ Wirkung des Weins oder des Vorsages, in so günstiger Stunde vor den Landsleuten nDiplomatentalent zu bewähren? Vielleicht hat Hardingue oder Bendendorff ihm erzählt, daß Paul Schumalow, wenn der Draht zwischen Berlin und Peteröburg nicht in Ordnung war, mit bewunderndem Aufblick festzustellen pflegte, wie ähnlich Wilhelm der Zweite außen und innen dem Großen Tränen sei.

Natürlich ist Alles genau wie vor Philomelens Abreise. Weder die Geschicklichkeit des Ring noch der Haß des Volkes geringer. Will der Vetter in

den west-östlichen Concern eintreten: willkommen; nur muß er sich dann still bescheiden, auf die Hegemonie im Westen und auf die Admiralwürde im Atlantischen Ozean verzichten und auf Abrüstungsanträge gefaßt sein (denn die Koalirten wollen die Geschäftskosten verringern). Will er draußen bleiben: auch gut; expansive Wünsche sind ohne Zustimmung des reichen Verwandten nicht zu erfüllen. Sollte wirklich ein schwarz-weiß-rother Simpel den britischen Loctruf nachpfeifen? Ein ehrsam gemüthvoller Stadtverordneter mag glauben, er habe in der Guildhall mit der Bethuerung Eindruck gemacht, Deutschland baue so viele Kriegsschiffe nur, um seine Küste zu schützen. Der Politiker weiß, daß der Import solcher Kinderwaare gerade in England die Mühe nicht belohnt. „Empfänge“ sind werthlos; auch wenn Bürgermeister und Kommunalräthe das Räuspeln und Spucken den Königen abgequackt haben. Einsteuereinkünfte könnten kein Pitt und kein Bismarck Besseres empfehlen als: ruhige Würde. Weder Scherze noch Schimpfreden über Eduard (die Wigblätter haben als Ersatz ja noch die Männer, die dem Deutschen Reich in einer Fieberkolonie ihre Gesundheit opferten und vergaßen, sich vor der Tropenfahrt kastriren zu lassen); weder sichtbaren Zorn noch aufdringliches Werben. Als Nation verstehen die Briten keinen Spas. Spott erbittert sie mehr als offene Feindseligkeit. Auch ohne „das perfide Albion“, die „Krämerseelen“ und die „heuchlerische Schacherpolitik“ läßt sich wohl ein Weilchen leben. Daß der Bülow minor aus unserem Rothem Haus drüben so freundlich aufgenommen wurde, ist schön. In Paris ging's 1867 aber noch herzlicher zu; und dann kam der spanische Handel und der Krieg. Also: die Schlagkraft steigern und den Mund halten.

*

Die Lage ist nicht behaglich. Seltsam, daß dem Manne, der sie zu beantworten hat, Loblieder erschallen. Wie laut ihm die Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften jubelt, habe ich schon erzählt. In ähnlichem Ton spricht „auch ihrerseits“ die Akademie der Künste, huldigt die Generalverwaltung der königlichen Museen dem „hochgebietenden Herrn Reichskanzler, der es neben den ungezählten Aufgaben des eigentlichen Berufslebens möglich macht, an allen Zweigen des geistigen Lebens im Vaterland mit bewundernswerthem Eindringen Antheil zu nehmen, und der auch persönlich der Kunst und ihrer Pflege auf ihren weitverzweigten Gebieten weit über das Maß einer bloßen Liebhaberei hinaus zugethan ist.“ Leider verrathen all diese wattirten Sätze nicht, welche Verdienste der Hochgebietende sich um deutsche Kunst und Wissenschaft erworben hat. Die Veröffentlichung der Adressen scheint dem Empfänger noch nicht genügt zu haben; er ließ (über den Geschmack soll man nicht streiten) auch noch allerlei hymnische Privatbriefe abdrucken. Herr Pro-

fessor Harnack, der dem Kaiser das unterthänig bewundernde Herz auf der Zunge entgegenbringt, verschweigt auch dem Kanzler nicht, „was das Vaterland Eurer Durchlaucht verdankt.“ Herr Adolf Wilbrandt naht als „liebender Freund“ und spricht: „Ihre herrliche Natur, denke ich, hat diesen schweren Influenzaanfall, dem Sie so heroisch Trost boten, gründlich überwunden. Sie sind dieses edle, kostbare Leben Ihrem Vaterland schuldig.“ Herr von Bildebruch ruft dem „hochzuverehrenden und innigst verehrten Herrn“ zu: „Alle, denen Deutschlands Wohl am Herzen liegt, finden sich heute in einem einzigen Gedanken, einem tiefen, heißen Wunsch zusammen: Gott gebe unserem Reichskanzler Kraft und volle Gesundheit wieder.“ Privatbriefe persönlich verpflichteter Männer, die in der Wilhelmstraße vielleicht noch als Koryphäen gelten und sich dankbar erweisen. Merkwürdig ist nur das Bemühen um Alldeutschlands Zeugenschaft. Wo leben denn diese Herren? Ich habe mit Mandarinen und Kulis, mit Politikern und Gelehrten, Künstlern und Kaufleuten über den Kanzler gesprochen, doch nie ein Urtheil vernommen, das sich solchem tenor sententiae näherte. Mancher fand die Leistung des Heroischen weniger unzulänglich als ich, lobte seinen gewandten Managerverkehr mit dem Kaiser und fragte seufzend, wo ein Besserer zu haben wäre. Nicht ein einziges Mal hörte ich ihm höheren Ruhm zusprechen; auch nicht von den frömmsten Würdenträgern. Den Meisten ist er ein *souffre-douleur en titre*, dem sie weder die Kraft noch auch nur den Willen zur Schöpferthat zutrauen; nicht viel mehr als ein durchlauchtiger Sitzredakteur. Rein: die Chorenge verfügen nicht über die Stimme des Volkes.

Wenn mir aus dem Kanzlerleben des Fürsten Bülow nichts Anderes bekannt wäre als die Worte, die er am fünfundzwanzigsten Juni 1905 zum Botschafter der Französischen Republik gesprochen hat (*L'Empereur, après s'être engagé vis-à-vis du Sultan, ne saurait l'abandonner, mais l'avenir appartient à qui sait attendre*; und so weiter), könnte ich ihn nicht für einen Staatsmann halten. Doch wir Alle wissen ja mehr von ihm. Ist die Nation untüchtig geworden und hat so die Schmälerung des internationalen Ansehens verschuldet? Rein; sie steht auf allen Gebieten organisirter Arbeit vornan und darf auf jedem mit dem stärksten Ringer den Wettkampf wagen. Daß ihre Lage nicht mehr so bequem ist wie in den Jahren des ersten, gefährlichsten Wachstums, ist die Schuld einer unfruchtbaren, unruhigen, effekt-süchtigen Politik, die alte Freunde verloren, neue nirgends gewonnen hat und ringsum nun Haß und Mißtrauen Enttäuschter erntet. Und für diese Politik ist der Reichskanzler verantwortlich. Wo ist ein greifbarer Erfolg, ein einziger, den er bewirkt, wo auch nur ein festes, Gewinn verheißendes Ziel, das er gezeigt hat? Mit Worten zahlt er und begehrt, wenn er höflich zur Einlösung gemahnt

wird, immer neuen Kredit. Seine Bilanz ist schlechter als die Caprivis; und ihm boten sich doch Konjunkturen wie keinem Kanzler vor ihm. Er lebt in einer papiernen Welt, ist zufrieden, wenn die Presse ihn als modernen Menschen hätschelt, hält Applaus für den Beweis gelungener Wirkung und hat nicht das Auge, das vor dem Entschluß die Folgen des Handelns und Unterlassens ermüßt. Ein brauchbarer Diplomat vielleicht, der behend und geschmeidig zwischen zwei Staatsmännern vermittelt und fremde Ideen ohne gröblichen Irrthum ausführt. Agent diplomatique, nicht freier Schöpfer auf eigenem Grund.

Als Manager mag er Lob verdienen. Der Kanzler des Deutschen Reiches dürfte damit nicht zufrieden sein. Und hat dieses Management dem Reich und dem Kaiser ernstlich genützt? Das Ausland sieht nur den Sekrönten, toujours lui, und lächelt, wenn ihm von einem Kanzler erzählt wird, ohne dessen Mitwirkung der Wille des Kaisers nicht zur That werden kann. Deutschland ist Wilhelm: der Glaube sitzt überall fest und wäre selbst als Irrwahn noch gefährlich. Dem Reich, das als ein Khalifat oder Barthum des Westens bespöttelt wird und dessen Völker und Fürsten unter solchem Hohn knirschen. Dem Kaiser, der in immer lauteres Gerede der Nachbarn kommt. Vor vierzehn Jahren fragte Renan: Quel sera le développement du germe intérieur de l'empereur Guillaume II? Auf allen Sassen hören wir heute die Antwort. Kein Beamter ist verpflichtet, in seinem Hirn den Genius zu herbergen; keinem, hoch oder gering, darf der Muth zur Wahrhaftigkeit fehlen. Fürst Bülow ist weder blind noch taub; auch nicht stumm: seine Seufzer sind manchmal weithin hörbar. Und seine Freunde wispern Tag vor Tag, die schwerste Last würde ihm die Nothwendigkeit auf, kaiserliche Impulse zu hemmen oder ihre Fernwirkung wenigstens abzuschwächen. Muß es immer so bleiben? Wilhelm der Zweite hat die Fähigkeit rascher Auffassung und würde leicht begreifen, daß es so nicht weiter gehen kann. Wie sollte er nicht erkennen, was mancher schlechter begabte Fürst erkannt hat? Ein Monarch, und hätte er Frißens Auge und Bonapartes Atlanten im Kopf, kann heute nicht regiren; und der Deutsche Kaiser ist kein Monarch, sondern präsidiert einem Bund souverainer Häupter. Er muß sich über Weg und Ziel der Politik mit dem Kanzler verständigen; ihn dann aber selbständig schalten lassen und, wenn die Leistung nicht ausreichend scheint, einen anderen Vertrauensmann suchen. Nicht der Kanzler von ihm: er hat vom Kanzler Rath zu erwarten. Er erschwert oder hindert nützliche Arbeit, wenn er über jeden Schritt Auskunft heischt oder wohl gar täglich Direktioren giebt, denen entweder gehorcht oder deren Schädlichkeit mit großem Kraftaufwand bewiesen werden muß. Er gefährdet sich selbst, wenn er in die Feuerlinie tritt, mit hartem, vom Unmuth eingegebenen Wort das Recht fremder Persönlichkeit ver-

legt, den Agenten anderer Mächte den Schrein des Herzens erschließt und in heftigen Depeschen, in froher oder zorniger Wallung das Reich engagirt, dessen Geschäftsführung nicht ihm allein anvertraut ist. Hundertmal ist's hier erörtert worden. Heute sieht Jederein, daß der Zustand, der nun drei Lustren währt, unhaltbar ist, dem Reich und dem Kaiser verhängnißvoll werden kann. Wir wären nicht in so schlimmer Lage, wenn die Welt nicht darauf schwüre, daß die Reichspolitik im Größten und Kleinsten das Werk des Kaisers ist.

Im Januar 1890 schrieb Vicomte Ernst Melchior de Vogüé, der interessante Herrscher, der unter jedes Briefchen Imperator Rex setze, wolle offenbar die alte römische Reichsherrlichkeit erneuen. „Der ungeduldige Drang nach dem universalmonarchischen Erbe treibt den Kaiser auf alle Straßen, in alle Hauptstädte Europas; seine Allgegenwart soll das Wahrzeichen der Hegemonie sein, die das alte Reich in der sittlichen Welt für sich in Anspruch nahm. Der Kaiser dieses Reiches war der Repräsentant, das Haupt (caput) Dessen, was man damals die Christenheit nannte; der neue Kaiser will das Haupt Dessen sein, was man heute die civilisirte Welt nennt. Ueberall intervenirt dieser Caesar, laut oder leise, und sucht in der Ausdrucksform, die ihm gerade passend scheint, zu zeigen, daher als Schiedsrichter über allen menschlichen Interessen thron.“ Zwei Jahre danach schrieb Jules Lemaitre: „Der Kaiser hat zuerst seine Vettern besucht, nach der Reihe, Kaiser und Könige, sogar den Großtürken, der ganz verblüfft dreinschaute. Und die lieben Vettern waren sehr erstaunt; manche auch sichtlich unangenehm berührt. Konnte der junge Herr für denn nicht in Ruhe lassen? Wozu die laute Beschäftigkeit? Für die Herrscher, absolute und konstitutionelle, ist heute das Allerbeste: sich nicht zu rühren, sich so selten wie möglich zu zeigen. Der junge Autokrat hat aber den guten Willen, dem Fürstentum wieder höheren Inhalt zu geben, und findet, daß seine Vettern ihn gar nicht verstehen.“ Die beiden feinen Franzosen blickten mit beinahe neidischem Wohlgefallen auf den jungen Imperator, der den argen Bismarck nicht lange „verschmausen ließ“; suchten (und fanden auch) in jedem Gestus des nie-Ruhenden aber verborgenen Sinn und trauten ihm zu, er wolle das arbitrium der Caesaren, der Karlinge und des Korjen an sich reißen. So ist's geblieben. Bierzehn Jahresringe rundeten sich, Wilhelm's blonder Scheitel ergraute: und der Alternde steht noch in dem selben Verdacht. Die Bewunderung ist langsam gewichen; das Mißtrauen wurde durch hastige Worte, durch die Ubiquität des Wünschens und Heißens gemehrt. „Er will den Islam gegen die Westmächte waffnen, den britischen Leun in den Kanalkäfig sperren, der Patron des Sultans, der Vormund des Baren und der Freund des Papstes sein, Oesterreich die deutschen Länder nehmen, Ungarn knechten, seinem Hohen-

zollernhaus die Weltherrschaft sichern, über allen Priestern und Fürsten als Oberkaiser walten und dafür sorgen, daß auf dem Erdrund nichts ohne seine Zustimmung geschieht.“ Was nützt der Beweis, daß dieser Glaube irrt? Er lebt; und schuf uns die Gefahr. Die Mensurdepesche an Goluchowiski und die Ankündigung des dem wiener Hof zugeordneten Besuches hat's wieder gezeigt. Die Czechen wütheten, die Polen höhnten, die Magyaren spien Galle. „Wir wünschen keine Demonstration gegen Italien. Der Dreibund ist uns nur noch eine leere Form. Deutschland ist völlig isolirt und wird durch tönende Trinksprüche und pomphafte Besuchsszenen nicht neue Bundesgenossen erwerben. Auf dem Balkan, wo Rußland uns nicht mehr bedroht, ist das Reich Wilhelms unser Konkurrent; wir haben kein Interesse daran, das Bündniß zu verlängern, und keinen Grund, dem Kaiser unseren Groll, unsere Feindschaft zu hehlen.“ Das war noch lange nicht das Schlimmste; wir lasen häßlichere Worte. In der Neuen Freien Presse wurden die Hasser gefragt: „Warum werden dem Deutschen Kaiser gegenüber kaum mehr die primitivsten Pflichten internationaler Höflichkeit erfüllt? Was hat sich ereignet, daß plötzlich von allen Seiten Stimmen der Gehässigkeit gegen das Deutsche Reich und voll Feindseligkeit gegen das Bündniß sich erheben?“ So weit sind wir. Und wissen, wie wir dahin kamen.

Auch der Kanzler weiß es. Sagts aber nicht laut. Bittet nicht, auf die steile Höhe zurückzukehren, wo Fürsten sicher stehen, jedes hörbare Wort über internationale Angelegenheiten zu meiden, keinen Herrn Better zu besuchen, der nicht, ohne vorausgegangene „diplomatische Anregung“, darum gebeten hat, und die Händel Den ausfechten zu lassen, der im Nothfall geopfert werden kann. Solche Bitte paßt nicht auf die Lippe des Managers. „Der Kaiser ist kein Philister“. Gewiß nicht. Mancher Philister hat auf einem Thron seine Sache übrigens recht gut gemacht. Doch der Kaiser ist keiner. Er soll dem Kanzler neulich einen Reitstuhl geschenkt haben, auf dessen Sattel der Patient im Zimmer die Freuden des Kavalleristen genießen konnte. Und er bewegte sich doch ... Dieses deusame Geburtstagsgeschenk wäre einem Philister nie eingefallen.

*

Alte, traurige Mären. Hundertmal hat sie Jeder, der sich das Ohr nicht verstopfte, gehört. Sollen sie jetzt etwa stärker wirken? Die Erde blüht und duftet, grüne und bläuliche Ranken klettern der Sonne entgegen und Philomele lockt, wenn das Straßensängervolk schweigt, den Liebsten herbei. Ein Tropf, wer sich solche Tage, solche Nächte verleben läßt. Das Fest des Geistes naht, das Himmelzelt glänzt wie ein Vaterhaus und von der Kanzel her dringt das Psalmenwort in die Höhe: „Herr, höre meine Stimme, wenn ich rufe!“

✱

Curie.

Getreten vom Hufschlag der Pferde und zerbrochen von dem eisernen Räderbeschlag eines albernen Lastwagens: Das ist das tragische Ende Pierres Curie, dessen Name seit einigen Jahren, seit der Entdeckung des Radiums, Weltrauf besaß. Wie dem bescheidenen Mann, der nicht verstand oder es verschmähte, sich nach berühmten Mustern malerisch in den Mantel des Helden der Wissenschaft zu drapieren, die plötzliche Berühmtheit vorgekommen sein mag?

Während der pariser Weltausstellung des Jahres 1900 hielt Curie auf dem Physikalischen Kongreß, der Gelehrte aus der ganzen Welt anzog, einen Vortrag über die von ihm entdeckten radioaktiven Substanzen. Diese Entdeckung und ihre Tragweite waren noch nicht in das große Publikum hinausgedrungen, sondern einstweilen nur esoterischer Besitz der Fachmänner. Die wissenschaftliche Korona dieses Vortrages, aus Hunderten von Physikern bestehend, kannte natürlich die neuen Thatsachen und die sich daraus ergebenden wissenschaftlichen Folgerungen sehr genau, obwohl nur Wenige die neuen Erscheinungen jemals selbst gesehen hatten. Curie und seine Frau waren damals noch fast die Einzigen, die Radiumsalze von erheblicher Wirksamkeit besaßen. Um so größer war die Erwartung, den vorzüglichen Forscher sprechen zu hören, seine intimen Ansichten über Natur und Art der neuen Erscheinungen zu erfahren und einige seiner Experimente zu sehen. Doch so sicher und kühn der Mann sonst vor seinen Apparaten stand, so scharfsinnig und unbeeinflusst er aus seinen Experimenten Schlüsse zu ziehen verstand: sein Vortrag zeigte nichts von diesen Eigenschaften; er war für die meisten Zuhörer eine Enttäuschung. Unbeholfen, fast hölzern stand Curie vor ihnen und sprach ohne jede Spur von Rhetorik (wie man sie gerade bei französischen Gelehrten oft in so hoher Vollendung findet), erwähnte auch gar nicht, wie viel Mühe und Arbeit diese Entdeckungen ihm und seiner Frau gemacht haben; er sprach sehr nüchtern, sehr (man kann es jetzt wohl sagen, da er nicht mehr lebt) langweilig und ohne jeden Versuch, das Interesse seiner Zuhörer durch irgend etwas Neues, das sie nicht bereits aus seinen Arbeiten kannten, zu fesseln. Er zeigte auch einige Experimente, aber sie waren nicht geeignet, in einem so großen Hörsaal zu wirken. Schon dieser Vortrag bewies deutlich, daß der von den Kennern so hoch geschätzte Forscher keinerlei Nehmlichkeit mit einem Mann der Reklame, einem gewandten, geschmeidigen Oberbongzen der Wissenschaft habe. Die fremden Gelehrten, die überhaupt auf diesem Kongreß manche erbauliche Dinge aus dem französischen Wissenschaftsbetrieb zu hören und zu sehen bekamen, konnten sich, nachdem sie die Bescheidenheit dieses Mannes, der schon damals ein Ruhm Frankreichs war, kennen gelernt hatten, kaum wundern, daß er seine Untersuchungen in einer Art Küche machen mußte und daß, trotz den vielen großen

Instituten, die Paris besitz, keine Professur, kein ordentliches Laboratorium für ihn vorhanden war. Das war ja ein Mann, der, wie man sofort sah, nicht bitten und betteln konnte, der verschmähte, sich Gönner zu werben und auf dem bequemen Weg der Protektion sich Einfluß und Arbeitsmöglichkeit zu eringen. Natürlich erreichte er auch nichts. Seine Küche und eine Stelle an einer Anstalt, die irgend einer Art Mittelschule entspricht, war Alles, was Frankreich für ihn hatte. Trotz den schönsten Arbeiten (und er hatte schon lange gute und die Wissenschaft fördernde Untersuchungen aus dem Gebiete der Elektrizität veröffentlicht und sehr leistungsfähige Apparate konstruirt) wäre er dort wohl bis an sein Lebensende geblieben, wenn seine Radiumentdeckungen nicht in rasch wachsendem Umfang das Interesse des Auslandes auf ihn gelenkt hätten. Gerade zur Zeit des pariser Kongresses wollten die Schweizer ihn nach Genf berufen. Nun allerdings, nachdem die Regierung genau erfahren hatte, was sie an Curie besaß, war die Protektion der älteren und fatten Fachgenossen nicht mehr nöthig. Diese selten fördernden, meist hemmenden, in Eitelkeit und Nichtsthun aufgehenden älteren Leuchten einer vergangenen Epoche werden von den jüngeren französischen Gelehrten *archevêques* genannt. Wie es gewöhnlich geht, ging es auch hier. So lange der junge Forscher noch Förderung brauchte, kümmerte sich kein Minister und kein Ministerialrath um ihn; als er aber keiner Förderung mehr bedurfte und sogar schon selbst den Protektor spielen konnte, drängte die Gönnerschaar sich ihm eifrig auf.

Ganz anders aber als in dem Vortrag zeigte sich der Gelehrte später bei einem gemeinschaftlichen Mahl, zu dem die jüngeren französischen Forscher sich mit Curie und seiner Frau vereint hatten. Da erwies er sich als den äußerst klaren Kopf, als den ihn seine Arbeiten zeigten, da war er auch unterhaltend, mittheilhaft, anregend, also das Gegentheil Dessen, wofür man ihn bei der offiziellen Gelegenheit halten mußte. Er und seine Frau, Madame Sklodowska-Curie, die gemeinsam mit ihm auf dem neuen Gebiete der Radioaktivität arbeitete, bildeten den Mittelpunkt des Kreises. Es machte ihm auch Vergnügen, das Staunen der Fachgenossen über die neuen Erscheinungen zu sehen. Er trug damals eine kleine Büchse mit Radium, durch einen Aluminiumdeckel verschlossen, und ein Stück fluoreszirenden Papiers in der Tasche mit sich herum und zog Jeden in eine dunkle Ecke des Saales, um ihm zu zeigen, wie das Papier leuchtet, wenn die Büchse mit Radium in die Nähe gebracht wird. Daß es ein recht gefährliches Beginnen ist, Radium in der Tasche zu tragen, ahnte man damals noch nicht. Doch nicht daran, sondern auf eine viel trivialere Weise sollte er zu Grunde gehen.

Ueber sein Leben ist mir nicht mehr bekannt als die äußerlichen Angaben und Daten, die die Tageszeitungen gebracht haben. Interessant ist zunächst

seine Frau, deren Name noch viel enger als der jeder Ehefrau mit dem des Mannes verbunden ist. Denn nicht nur das gewöhnliche Band knüpfte die Beiden an einander; sie arbeiteten auf dem Boden der selben Wissenschaft so intim zusammen, daß fern Stehende nicht wissen können, was sein, was ihr geistiges Eigenthum sei. Vielleicht wußten sie selbst es nicht immer. Zusammen erhielten sie auch den Nobelpreis; und die Frau ist nun die Nachfolgerin des Mannes auf seinem Lehrstuhl geworden.

Man kann die Frage aufwerfen, ob die Männer, die große und wichtige naturwissenschaftliche Entdeckungen machen, auch immer wirklich bedeutende Männer sind. Im Gesichtswinkel der Wittwelt und namentlich in den Augen der Laien scheint Das immer zusammenzugehören; der berühmte wird auch immer für einen bedeutenden Mann gehalten. Und doch ist hier oft der selbe Unterschied vorhanden wie zwischen einem Goldsucher, der plötzlich einen Klumpen reinen Goldes gefunden hat und dadurch ein reicher Mann geworden ist, und dem anderen, der durch geniale kaufmännische Thätigkeit, wenn auch mit Benutzung glücklicher Umstände, ein großes Vermögen erworben hat. In der Naturwissenschaft giebt es plötzliche, zufällige Entdeckungen, die dem Goldfund zu vergleichen sind und die nur die gewöhnliche, fast handwerkmäßige Arbeit zu ihrer Reindarstellung brauchen, und andere Leistungen, die zwar auch glückliche Einfälle benutzen, aber wirkliches Verdienst in sich schließen. Die historische Entwicklung liefert gewöhnlich, aber erst allmählich einen sicheren Maßstab für die Schätzung. Klassische Beispiele dafür sind Galvani und Volta. Galvanis Entdeckung des zuckenden Frohschenkels machte ein so ungeheures Aufsehen in der ganzen Welt, daß der Entdecker für den größten Naturforscher seiner Zeit galt. Die ganze Lehre von der strömenden Elektrizität wurde Galvanismus genannt, der galvanische Strom, die Galvanometer tragen noch heute seinen Namen. Und doch dürfen wir jetzt, da wir die Entwicklung übersehen können, mit Sicherheit sagen, daß Galvani nur ein glücklicher Goldfinder war und daß die ganze Entwicklung der Elektrizität nicht sein, sondern Voltas Verdienst ist. Wirklich bedeutende Forscher haben, wenn sie lange genug leben, gewöhnlich nicht nur eine große Entdeckung gemacht, sondern mehrere. Das beweist dann, daß sie wirklich zu den großen Forschern gehörten. Denn glückliche Zufälle von beträchtlicher Tragweite pflegen sich in einem Menschenalter nicht mehrmals zu wiederholen. An Beispielen fehlt es in der Geschichte der Naturwissenschaft nicht. Helmholtzs Gesetz von der Erhaltung der Kraft und der Augenspiegel sind zwei von seinen vielen genialen Leistungen. Faraday haben wir eine Fülle der wichtigsten Entdeckungen zu danken. Herz fand in seiner kurzen Lebenszeit nicht nur die elektrischen Strahlen, sondern war durch seine Entdeckung an den Kathodenstrahlen der Eröffner der neusten Bahn physikalischer Forschung. Das ist das sichere Zeichen dafür, daß der Entdecker, wenn er auch dem Zufall Manches zu danken hat, doch das Beste sich

selbst, seinem Scharfblick, seiner Forscherintuition zuschreiben darf. Wenn aber ein Mann, dem eine merkwürdige Entdeckung gelungen ist, nachher Jahrzehnte lang, trotzdem ihm alle Kräfte und Mittel zur Verfügung stehen, nur Unbedeutendes oder vielleicht auch gar nichts mehr schafft, so darf man annehmen, daß er nur ein Glückskind, aber kein bedeutender Forscher ist. Geniale Forscher wirken befruchtend auf ihre Umgebung, schaffen ringsum neues Leben und bringen die Wissenschaft vorwärts. Die glücklichen Finder ohne innere Bedeutung aber erweisen sich später meist als Hindernisse der Entwicklung.

Bei Curie ist die Frage zunächst schwer zu beantworten, ob er zu den Großen oder zu den nur Glücklichen zu zählen ist. Er starb zu früh. Jetzt, wo er erst anfangen konnte, mit reicheren Mitteln zu arbeiten, und endlich in der Lage war, zu zeigen, ob er auch den Geist jüngerer Forscher befruchten könne, hat ihn der Tod abgerufen. Aber man kann bei ihm, wie auch in anderen Fällen, wohl aus der Art der Entdeckung auf die dazu nöthige Geistesarbeit schließen; und hier ist ein Vergleich mit dem auch allzu früh verstorbenen Heinrich Herz zulässig. Für Herz wie für Curie war charakteristisch, daß ganz kleine, scheinbar unbedeutende Beobachtungen sie das Wesentliche erkennen und finden ließen. Herz wurde durch kleine Fünkchen, die er aufzuden sah und die seiner Schätzung nach das zu Erwartende überstiegen, zur Entdeckung der elektrischen Wellen geführt. Curie (die erste Beobachtung war wohl seiner Frau zu danken) fand, daß eine gewisse uranhaltige Substanz stärkere radioaktive Wirkung äußert, als man erwarten konnte, und kam dadurch auf die Vermuthung einer neuen Substanz und auf die Entdeckung des Radiums. In beiden Fällen war es der Wunsch, sich auch von der kleinsten Erscheinung Rechenschaft zu geben, war es die vollkommene Beherrschung des Stoffes und das Streben, auch die scheinbar geringste Abweichung von der bekannten Norm bis in ihre letzten Ursachen festzustellen, was die Möglichkeit des Erfolges schuf. Und deshalb darf man glauben, daß Curie ein nicht nur vom Zufall, sondern ein vom Genius begnadeter Forscher war, und muß die Thatsache beklagen, daß er so jung der Wissenschaft geraubt ward, die von ihm noch Großes zu hoffen hatte.

München.

Professor Dr. Leo Graef.



Ich wage, zu behaupten, daß ein Versuch, ja, mehrere Versuche in Verbindung nichts beweisen, ja, daß nichts gefährlicher sei, als irgend einen Satz unmittelbar durch Versuche bestätigen zu wollen, und daß die größten Irrthümer eben dadurch entstanden sind, daß man die Unzulänglichkeit dieser Methoden nicht eingesehen. Eine jede Erfahrung, die wir machen, ein jeder Versuch, durch den wir sie wiederholen, ist eigentlich ein isolirter Theil unserer Erkenntniß; durch öftere Wiederholung bringen wir diese isolirte Kenntniß zur Gewißheit. Es können uns zwei Erfahrungen in dem selben Fach bekannt werden, sie können nah verwandt sein, aber noch näher verwandt scheinen; und gewöhnlich sind wir geneigt, sie für näher verwandt zu halten, als sie sind. Goethe.



Spencers Autobiographie.*)

Nis am achten Dezember 1903 Herbert Spencer aus dem Leben schied, war er längst geschichtlich geworden. Das Gefühl, daß das Wesentliche seiner Lebensleistung gethan sei, er also das Recht habe, sich als historische Persönlichkeit zu betrachten, scheint sich im Philosophen 1886, siebenzehn Jahre vor seinem Tode, zuerst deutlich geregelt zu haben. Der Kräfteverfall war allzu fühlbar, intensive geistige Arbeit so gut wie unmöglich geworden. Aus diesem Zustand wurde der Entschluß geboren, die Selbstbiographie zu schreiben, die im April 1889 abgeschlossen wurde. Vier Jahre später wurden Betrachtungen angehängt, die, neben biographischen Ergänzungen, werthvolle Exkurse enthalten über das Selbstbewußtsein, über die psychophysischen Wechselbeziehungen in ihren Folgen für Leistung und Charakter der Menschen, über unlösbare Welt- und Erkenntnißmysterien und die mit zunehmendem Alter sich immer mehr befestigende Ueberzeugung des Philosophen, daß der Vorstellungskreis, der durch den religiösen Glauben ausgefüllt wird, kein Vakuum verträgt, daß das Problem des Zusammenhanges zwischen Ich und Umwelt nie aufhören wird, den Menschen innerlich zu bewegen. Das Werk wurde sofort gesetzt und von Spencer in einem Halbdutzend Abzügen aufbewahrt: der Satz könnte ja sonst beim Drucker vom Feuer zerstört werden. Freunden wurde die Einsicht in die Autobiographie gestattet; und nach dem großen Umfang authentischer Daten zu schließen, die über Spencer seit Jahren in England im Umlauf waren und in Philosophiegeschichten und Biographien den Weg gefunden hatten, durfte jeder an diesem Denkerleben irgendwie Interessirte aus der Quelle schöpfen. Da wir jetzt vergleichen können, stellt sich heraus, daß alle wesentlichen Angaben über Spencers Abstammung, über seine Entwicklung zum Philosophen, seine schriftstellerischen Bedrängnisse, den Kreis der theilnehmenden Freunde (John Stuart Mill, Huxley, Lyndall, Lubbock, Bain, Youmanns), endlich den Sieg der beispiellosen Zähigkeit, mit der er gegen eine Welt von Widerständen sich durchsetzte, fast vollständig bekannt und lückenlos zusammengestellt waren. Trotzdem waren die Erwartungen auf das Buch aufs Höchste gespannt. Bilante Enthüllungen durfte man in ihm nicht suchen. Daß ein Mann dieser Wesensart, der das herumtschweifende Transzendiren als Schwärmgeißerei verpönte und felsenfest im Positiven wurzelte, in romanhafte Verwickelungen sich verstrickt hätte oder durch hinterrücks geübte Bosheiten unser Bedürfniß nach Schadenfreude stillen könnte, war undenkbar. Aber erwarten ließen sich: eine psychologisch interessante Kindheitsgeschichte; persönlich gefährdete Charakteristiken vielfach bedeutender Freunde; rückichtslose kritische Streiflichter auf die englische

*) Herbert Spencer: Eine Autobiographie. Deutsche Ausgabe von Ludwig und Helene Stein. Stuttgart, Robert Lsg, 1905.

Kulturbewegung der victorianischen Zeit; freimüthige Urtheile über die Leistungen führender Politiker, die unter seinen theilnahmewollen Augen Geschichte gemacht haben: man weiß, wie leidenschaftlich (wenn auch passiv) unser Philosoph an der Politik interessirt war und daß er, nach eigenem Geständniß, durch sie in die Soziologie getrieben wurde. Erwarten durfte man endlich eine dokumentarisch belegte Darstellung der Genesis seiner philosophischen Ideen, die das Verständniß der Werke wesentlich erleichtern und erweitern. Nicht weniger versprach der Philosoph, als er sagte: die „Naturgeschichte“ seines Lebens sei bestimmt, neben seinen Büchern als nützliche Ergänzung einherzulaufen.

Das Werk erschien. Im Frühjahr 1904 wurde es in zwei dicken Bänden von zusammen über tausend Seiten Großoktav ausgegeben. Welche Quelle des Genusses und der Belehrung versprach sich Jeder von der Lecture! Der sogar, der, in Erinnerung an Spencers bekannte epische Breite, den Riesenumfang der Bekenntnisse im Stillen besaßte. Der Index ist überreich an Namen für Sachen und Personen, die nicht nur Engländer interessiren. Die „Times“, deren Haltung der puritanisch strenge Philosoph stets heftig beföhdet, oft als unmoralisch gebrandmarkt hatte, schob, in einem ekstatischen Dithyrambus, jedem Patrioten die Lecture dieser Autobiographie ins Gewissen, was früher weder mit Mills Autobiographie (1874) noch mit Carlyles (von Groude herausgegebenen) Tagebüchern noch mit Ruskins „Præterita“ (1885/89) geschehen war. Da war denn begreiflich, daß ein deutscher Verlagsbuchhändler das Uebersetzungsrecht erwarb, ein deutscher Philosophielehrer, Professor Ludwig Stein in Bern, die Uebersetzung zu besorgen oder (sie ist hauptsächlich das Werk seiner Tochter Helene) zu überwachen übernahm. Denn auch in Deutschland hat Herbert Spencer seine Gemeinde, die in herzlichster Dankbarkeit ihm als einem Mann zugethan ist, der einen neuen „königlichen Weg“ im Reich der Erkenntniß, wenn nicht zuerst begangen, so doch zuerst gangbar gemacht hat. Diese deutsche Ausgabe der Autobiographie nimmt insofern auf die Bedürfnisse deutscher Leser Rücksicht, als überflüssige Weitschweifigkeiten, hartnäckige Wiederholungen bekannter Ansichten, die endlosen Aufzählungen all der schlaflosen Nächte, die der neutauchenische Philosoph gewissenhaft verzeichnete, überhaupt alle lästigen Alterszeichen rücksichtslos ausgemerzt sind; ein Verfahren, dessen Berechtigung angegriffen worden ist und werden mag, das aber seine Erklärung findet in dem Wunsch, diese Bekenntnisse dem gebildeten Laien in die Hände zu legen. Verleger und Herausgeber dachten offenbar an ein Erbauungsbuch fürs deutsche Volk. Ich glaube nun: sie sind stark im Irthum. Kaum eine von den berechtigten Erwartungen wird recht erfüllt; und wenn es auch für den Fachmann seinen unvergänglichen Werth hat, wenn auch stets interessant bleiben wird, zu sehen, in welche Perspektive der Philosoph sein Leben und Lebenswerk stellt, so bleibt dieses objektiv wichtige document humain

doch eins der reizlosesten Bücher seiner Art. Nicht nur sachlich, sondern literarisch enttäuscht es in auffallend hohem Maße. Ich halte für kaum möglich, daß ein Mensch von durchgebildetem Geschmack das Buch in einem Zug lese. Wills Autobiographie, interessant und von wohlthuender Kürze, aber literarisch nicht eben reizvoll, wirkt neben der Spencers wie ein Kunstwerk.

Oft hat Spencer gesagt, er habe der Fassung seiner Gedanken allzu große Sorgfalt zugewandt. Dieses offenbar ästhetische Bedürfnis, das mit dem amüslichen Eindruck seines Wesens scharf kontrastirt, gab ihm in den letzten, von Altersgebrechen heimgesuchten Lebensjahren sogar zu Klagen Anlaß, weil es die völlige Ausnutzung der ihm verbliebenen Arbeitskraft hinderte. Ästhetisch mag auch der architektonische Instinkt genannt werden, der Spencer zum Systemgründer machte; ein Gedanke verlor nicht eher die Gewalt über ihn, als bis er ihn als Idee den verschiedensten Thatfachengruppen eingebaut, als bis er aus einem amorphen Haufen einen in sich gegliederten Organismus geschaffen hatte; die erschöpfende dialektische Diskussion der Einzelfragen war bei Spencer dem Vortrieb wirklich untergeordnet. Der Aufbau seiner größeren Werke ist von den Gesetzen des Kontrastes und der Symmetrie beherrscht; und darum würden wir die Art, wie Spencer es anfangt, den Geltungsbereich des Entwicklungsgedankens in allen Bezirken der reinen (theoretischen) und der praktischen Vernunft auszusprechen und nachzuweisen, ästhetisch nennen, wenn nicht seine unerbittliche Ordnungsliebe durch ihr Uebermaß den Leser ernüchterte. Immerhin lösen die elf stattlichen Bände, in denen ein Gedanke mit den Problemen des Universums ringt, ein Gefühl aus, das wir, als erhabenes, unter die ästhetischen reihen können. Auch in den kleineren Arbeiten, den eben so zahlreichen wie werthvollen Essays, wirkt die Klarheit in der Gliederung der Gedanken, die Sicherheit, mit der von der ersten Zeile an die Thatfachen und Argumente gruppiert werden, um die These plausibel zu machen, äußerst wohlthuend. Diese architektonischen Vorzüge nun fehlen der Autobiographie in so auffallendem Maße, daß man sie fast einen amorphen Haufen von Einzelheiten nennen könnte; denn der chronologische Gesichtspunkt, unter den sie gestellt sind, macht sie als Ganzes nicht schmachhafter: er ist das Beispiel der Literaturstümper. Das Prinzip der Stoffeintheilung war in diesem Fall doch von selbst gegeben; es galt, zu zeigen, wie Herbert Spencer, dieses so und so beschaffene, aus an sich zufälligen und gleichgiltigen empirischen Merkmalen sich aufbauende Einzelwesen, zum Schöpfer der Entwicklungsphilosophie werden mußte; wie und wodurch also die Naturgeschichte dieses Individuums überindividuelle und soziale Bedeutung gewann. Nur so kommt die biographie raisonnée zu Stande; nur innerhalb des so geschaffenen Rahmens hat das Anekdotische Daseinsberechtigung; und nur insofern, als man diese Darstellungsgesetze beobachtet, kommt die Biographie als Literaturwerk in Betracht. In Spencers

Autobiographie dagegen schwankt die Darstellung hilf- und steuerlos zwischen der geistlosesten Form des Anekdotischen, der Tagebuchnotiz, und der chronologischen Aufzählung der Daten, die den Aufstieg zur großen Persönlichkeit begründen und diesem Leben Sinn, Bedeutung, allgemeines Interesse sichern.

Ein Erbauungsbuch fürs deutsche Volk denke ich mir also doch anders. Werthpöhl durch tausend Einzelheiten, wird das Buch immer Den zum Wesen reizen, der sich für diesen Denkerthypus interessirt und deshalb die Gelegenheit ergreift, ihn über sich und sein Lebenswerk reden zu hören. Trotzdem: das reizloseste Buch der Memoirliteratur. Was man a priori wissen konnte, bestätigt es durch überwältigendes Beweismaterial: die Personalakten des Namens sind unergiebig an „interessanten“ Einzelheiten. Spencer lebte zurückgezogen und bescheiden. Er hatte solide Mittelklassengewohnheiten. In Auftreten und Lebenshaltung unterschied er sich kaum wesentlich von der Masse anonymer Menschen, die nie von sich reden machen; und selbst die wundervollen Gaben, die ihn weit über die Anonymen hinaus hoben, die hohe Intelligenz und die staunenswerthe Konzentration des Willens, wirken darum, weil sie ganz ausschließlich auf die intellektuelle Lebensaufgabe gerichtet sind, fast allzu sachlich. Wir hören von keiner Nymphe, die Spencer begeistert hätte, von keinem poetischen Erlebnis, keinem Abenteuer in seinem Leben, das an sich ein starkes menschliches Interesse erwecken könnte. Dem Leben selbst unplatonischer Gemüther sind solche nicht fremd. Platons Erdenwallen denken wir uns mit Erotik ausgefüllt; leider wissen wir wenig davon. Sogar dem erhabenen Spinoza wird ein kleines Abenteuer angehängt: die Liebschaft mit der Tochter seines Lateinlehrers. Der mathematische D'Alembert hatte sein Fräulein von Spinasse, Comte seine Klothilde von Baug, John Stuart Mill seine Frau Taylor. Comte, der Positivist, besuchte jeden Mittwoch das Grab seiner vergötterten Klothilde, dreimal täglich tief er sie an, in Worten von überströmendem Gefühlsüberschwang. Bei Spencer nichts von Alledem. Seine Biographie ist mit drei Worten erzählt. Ihr Inhalt: die Ueberwindung des Persönlichen, das heroische Bemühen um objektive Erkenntniß, die bewundernswürdige Anpassung aller Lebensgewohnheiten an dieses Ziel, hat für die Menge keinen Reiz.

Nur für die Menge? Doch nicht so ganz. Zu dem Bilde des Philosophen gehört, seit Platons Tagen, nicht nur abgeklärte Weisheit, die in der Klarheit der Einsichten wurzelt, nicht nur überlegene Verstandesschärfe und hohe Kopfkultur, sondern ein tiefes Gefühl für die Stimmungswerte des Lebens, eine leidenschaftliche Theilnahme an den Affekten, die das Leben in seinen Niederungen so reizvoll, aber auch so beschwerlich und bedrohlich machen. Goethe sagte, er kenne kein Verbrechen, das er nicht auch begangen haben könnte. Zu solchem Mann haben wir Vertrauen. Der versteht Alles; nicht mit dem Kopf allein, sondern mit dem Blut. Er steht der Natur so viel näher als der „reine“

Denker, der, im Gefängniß seiner Abstraktionen, von der Wirklichkeit nur Das kennt, was sich in kontrolirbarer Weise verallgemeinern läßt. Er ist inspirirt. Er denkt, über die Grenzbegriffe hinaus, in Analogien und Bildern und verknüpft wieder, was der logisirende Verstand auseinanderreißt. Ohne diese Wissenschaft in Bildern, Zeichnissen, Analogien, also ohne starken Beisatz von Phantasie und poetischem Genie, ohne leidenschaftlichen Vorstoß ins Ideenland, ist ein System auf die Dauer nicht lebens- und wirkensfähig, ist eine große Philosophie nicht denkbar; denn ihr entschlüpfen Regungen, die auf den Kulturgang entscheidende Wirkung üben. Was also die Wissenschaft zu kulturschöpferischer Philosophie erhebt, ist kaum etwas Anderes als dieser Beisatz, wenn er aus stark individuell gefährdetem Blut von zwingender Gewalt herührt. Das nach wissenschaftlichen Methoden verarbeitete Wirklichkeitbild ist, in die geschmacklose Philosophensprache übertragen, noch keine Philosophie; ja, die wissenschaftliche Methode als solche bleibt stets in Einzelheiten stecken, schafft nie „Bilder“. Wirklichkeitbild ist darum ein viel mißbrauchtes Wort, das in den eigentlichen Bereich wissenschaftlicher Arbeit schwer hincinpaßt und auf die Summe meinetrogen bestbeglaubigter Einzelheiten sich kaum anwenden läßt. Das Bild entsteht, auch in der Philosophie, durch Zueinssetzen, Zueinssehen, Zueinsfühlen, Zueinewollen; um von der Wissenschaft gelieferte Bausteine schlingen sich Bänder, die die Phantasie schmiedet und die von den Trieben und Wollungen ihre Farbe und Haltbarkeit bekommen. Was eine Philosophie lebensfähig macht, ist stets dieser irrationale, wohl aber aus der menschlichen Natur und den menschlichen Bedürfnissen geschöpfte Beisatz gewesen; und dieser Beisatz findet sich bei Spencer allzu selten. Schon sein Stil verräth ihn. Er ist trocken, bild- und farblos; Loges Logik lieft sich daneben wie ein lyrisches Gedicht. Das Ganze macht den Eindruck eines logischen Gerippes, dem die geschwollene Beutel von Thatfachen angehängt werden. Dem Ausdruck entspricht die Gesinnung. Grundendlich, ohne Falch, klug und geschickt, aber nur so weit die äußerlichen Orientirungen reichen; die Urtheile sind ohne eigentliche Tiefe und visionäre Weite. Seine ökonomischen und politischen Standpunkte können die erste Orientirung vorbereiten, erzeugen aber nur Oberflächensbilder und erinnern an die Enge des Jeremias Bentham, die selbst die eigenen Schüler zur Verzweiflung (Das heißt: aus dem Benthamismus) trieb. So klar und anregend seine wissenschaftliche Psychologie ist, so unzulänglich ist Spencers Gefühl für geschichtliche Lebensvorgänge, die er, der unhistorischste aller modernen Menschen, nach der Schablone der ärgsten Encyclopädisten betrachtet und bewerthet. Proben dieser Einseitigkeiten bietet die Autobiographie fast auf jeder Seite; ich wähle, zum Beweis, Urtheile über Männer, deren Namen für bestimmte Lebensauffassungen symbolisch sind: Plato: „Von Zeit zu Zeit habe ich versucht, bald diesen, bald jenen Dialog von Plato zu lesen; aber

immer mußte ich ihn ungeduldig wieder weglegen: die Unbestimmtheit der Denkweise, das Einsetzen von Worten für Dinge brachten mich zur Verzweiflung und die Unarten der schweifenden Beweisführung stießen mich ab. Nun sagte mir gelegentlich ein Kenner der Antike: ‚Reinetwegen. Aber so sind sie doch als Kunstwerke lesenswerth.‘ So las ich denn die Dialoge als Kunstwerke: und legte sie in noch größerer Verzweiflung weg. Väterlich thöricht scheint mir, einen Austausch von Reden zwischen dem Denker und seinem Popanz Dialog zu nennen. In den Unterhaltungen unserer Romanschreiber dritten Ranges steckt mehr dramatische Wahrscheinlichkeit; und in einem Werk wie Diderots *Neveu de Rameau* steckt mehr dramatische Wahrscheinlichkeit als in sämtlichen platonischen Dialogen, wenn die übrigen denen gleichen, die ich gelesen habe.“ Goethe: Kennt er nicht, will er auch gar nicht kennen lernen. Aber er beurtheilt ihn nach Citaten in Carlyles *Essays* höchst abschätzig als Anhänger der „Entzagung- und Antinützlichkeitslehre“. Hegel hat ihn eher zur Lecture gereizt, besonders, nachdem ihm gesagt wurde, daß dessen Auffassung der Logik als einer Wissenschaft objektiver Phänomene mit seiner eigenen sich berühre. Er versucht, ihn zu lesen, und bleibt in den ersten Anfängen stecken, weil er ein Buch, dessen erster Satz schon seinen stets einwurfsbereiten Geist zum Widerspruch zwang, nie zu Ende gelesen hat. Dieses Gefühl völligen Andersseins hat ihn aber nicht gehindert, auf Treue und Glauben die Behauptung unkritischer Kritiker gelten zu lassen: daß Oken und Hegel ihm verwandte Naturphilosophen seien. Seiner grotesken Unbelesenheit entging die Unvereinbarkeit allein schon in dem Ausgangspunkt der beiden Kosmogonien, von dem Gegensatz seiner kausalmechanischen Naturerklärung zu der anthropomorph-teleologischen seiner vermeintlichen Denkverwandten ganz zu schweigen. Kant: „Ich fand bei Herrn Wilson eine Uebersetzung der ‚Kritik der reinen Vernunft‘ und fing an, darin zu lesen. Aber ich kam nicht weit. Die Lehre von Raum und Zeit als subjektiven Begriffen, die ausschließlich Formen unseres Bewußtseins sein sollen und denen nichts außerhalb des Bewußtseins entspricht, verwarf ich von vorn herein mit Bestimmtheit. Als ungeduldiger Leser, der ich nun einmal war, ungeduldig sogar, wenn mich Etwas interessirte und es im Allgemeinen meine Zustimmung fand, wies ich es immer von mir, ein Buch weiterzulesen, mit dessen Grundprinzipien ich nicht übereinstimmen konnte. Da ich einem Autor stets Zusammenhang und Folgerichtigkeit zutraue, nahm ich ohne Weiteres an, daß, wenn schon Kants grundlegende Prinzipien falsch seien, die Schlüsse unmöglich richtig sein könnten. Ich brach also die Lecture ab.“ Ruskins aristokratischer Lebensstil war ihm unsympathisch; seine in die Oeffentlichkeit geschleuderten Meinungen nennt er abgeschmackt, seine Bücher widrig. Das verstehen wir aus dem Gegensatz der Temperamente; weniger die Gründe, die herangezogen werden,

die Ablehnung zu motiviren: die Kunst Venedigs, die Muskin in den berühmten „Steinen“, weil der Bewunderung würdig, ästhetisch analysirt, war in Spencers Augen „reine Barbarei“. Nur einmal kann er ihm beistimmen: da, wo Muskin an den großen Meistern der Renaissance Etwas auszusagen findet; Spencer hatte für die alten Meister, die er in Paris, Florenz, Rom flüchtig kennen lernte, wenig übrig, fand sie maßlos überschätzt. Was über Homer gesagt wird, schäme ich mich, herzusagen: es grenzt an Barbarei; nicht minder, daß der Refrain im Volkslied aus kindischer Gedankenarmuth hergeleitet wird.

Diese Urtheile sind wirklich merkwürdig; Spencers Werke sind an vernünftigen ästhetischen Bemerkungen, ja, an überraschend feinen Ausblicken in die Sphäre künstlerischer Emotionen nicht arm. Viel charakteristischer ist jedoch der Umstand, daß er Carlyle als Denker und Schriftsteller beinahe ohne Einschränkung verwirft und sich nicht die geringste Mühe giebt, die genialen geschichtlichen Intuitionen des Mannes zu verstehen. Weil Carlyle stets in leidenschaftlicher Erregung sprach, weil sein vulkanisches Temperament ihn hinderte, im Einzelnen und Besonderen gerecht zu sein, weil ihm die an Goethe so bewunderte heiter erhabene Gemüthsstimmung abging und die Gabe fehlte, seines Lebens und seiner Erfolge sich zu freuen, sich selbst zu genießen: darum ist der Qual solchen Gehirnes keine brauchbare Wahrheit entsprossen, darum ist das praktische Genie dieses Mannes zu leugnen, seine Gesellschaftskritik werthlos, darum laufen seine Menschheitideale neben der eigentlichen Entwicklungslinie. In solchen Verurtheilungen, die nicht zu entschuldigen sind, weil sie auf gewollter Unkenntniß beruhen, zeigen sich die unliebsamen Begleiterscheinungen des genialen Autodidaktenthumes in Wissenschaft und Philosophie; sie verrathen sehr deutlich die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit in der Soziologie. Durch das Labyrinth des geschichtlich bedingten Menschen ist er kein Führer. Daß und warum der Staat, als Staat, auf Macht gegründet ist, begreift er nicht, weil er den Satz nicht anerkennt; man lese Friedrichs des Großen *Anti-Macchiavelli* und wird begreifen. Wenn ich Mommsens Abhandlung über die germanische Politik des Augustus lese, wird mein Gefühl für Wesen und Werth der bürgerlichen Freiheit und der Nationalität mehr geschärft als durch Spencers Begriffsbestimmungen, denen die rechte Ueberzeugungskraft fehlt: sie sind nicht aus geschichtlicher Erfahrung gestaltet. Um den geschichtlichen Menschen zu verstehen, muß man für das geschichtliche Erlebnis empfänglich sein; und diese (wie jede) Empfänglichkeit war Spencer, er bekennt es in der Biographie selbst, fremd. Ich mag geneigt sein, die Bedeutung des Helden in der Geschichte zu leugnen; aber ich finde ihn vor, er lebt in den Vorstellungen der Menschen; der Begriff, den sie sich von ihm machen, ist eine der mächtigsten Illusionen, die ihr Wollen und Handeln fort-dauernd beeinflusst. Darf der Soziolog, der sich erbiehet, dem Menschen die

Zukunft gestalten zu helfen, verschmähen, sich über den gegenwärtigen unterrichten zu lassen? In der Biographie aber lesen wir: „Ich kenne bisher Carlyles Cromwell nur aus Dem, was in den Zeitschriften darüber zu lesen ist. Wie Du richtig vermutest, habe ich nicht die Absicht, mich hindurchzuarbeiten. Wenn uns Carlyle nach einer gründlichen Untersuchung des Thatbestandes versichert, daß Cromwell ein aufrichtiger Mensch war, so antworte ich ihm, daß ich mich herzlich freue, Dies zu erfahren, und mich bemühen werde, für ihn einzutreten. Daß ich aber alle Wahrscheinlichkeiten prüfen soll, die ihn zu diesem Schluß geführt haben, ist zu viel verlangt. Ich finde so Vieles auf unserer Welt, über das sich nachdenken läßt, daß sich mirs nicht zu lohnen scheint, eine ganze Woche damit zu verbringen, dem Charakter eines Mannes nachzuforschen, der seit zweihundert Jahren begraben liegt.“ Dieses Verhalten ist für Spencer charakteristisch. Es zeigt, daß er im Land der Seelen nicht allzu heimisch war, daß er wichtigen Provinzen der menschlichen Kultur ein Fremdling blieb. Und Das ist der tiefere, der eigentliche Grund, warum dieser aufrichtige Mann, nachdem er sechzig Jahre im Höllentrichter der Literatur gelebt hatte, ohne sich zu befudeln, ohne die Gelübde der Treue gegen die heiligsten Gebote schreibender Menschen je zu brechen, am Ende seiner Tage Enttäuschungen erlitt: sein bis dahin unerschütterlich fester Glaube an den Fortschritt fing zu wanken an. Das lehrt die Autobiographie, noch nachdrücklicher aber die „Thatfachen und Deutungen“ (Facts and Comments), die letzte Nachlese zu seinen Werken, die Spencer, Abschied nehmend, in Brighton, März 1902, mit einem Vorwort versah, genau neunundfünfzig Jahre nach der berühmten Abhandlung, die den Grenzen der Staatsthätigkeit gewidmet war: *The Proper Sphere of Government*. Manche Abschnitte seiner Soziologie, seiner Ethik und viele Essays greifen mit ihrer Kritik in den laut wogenden Tageskampf ein; Modeströmungen in Politik und Literatur werden verb gezeißelt (die „Eisenbahnmoral“, der „politische Fetischismus“); und über die Richtung seiner Vor- und Abneigungen läßt der Philosoph keinen Zweifel. Trotzdem tönt das Kampfgeschrei der Straße nur gedämpft und von fern in die Halle der Weisheit. Kein überflüssiges Wort wird vernehmbar. Die Beziehung auf die bleibenden Verhältnisse des Natur- und Gesellschaftslebens, die Konstanten unseres Begriffsnetzes, nimmt auch unscheinbaren Tagesfragen ihr Wichtiges. Hier nun ist der Ton plötzlich geändert. Stark affektive Beiwörter mischen sich in den sonst so schmutzlosen Bericht. Namen, um die der Parteien Haber tobt, werden genannt und abgeurtheilt (Chamberlain, Harcourt). Das Erstarken des militärischen Geistes in England, die Zunahme der staatlichen Reglementirsucht, die Verrohung der Sitten (Faust- und Hahnenkämpfe, Spiel- und Wettsucht, Abneigung gegen Kopfsarbeit), die Verkümmertung der in langen glorreichen Bürgerkämpfen erworbenen Liebe zur individuellen Freiheit, der in ihnen gestählten Männlichkeit und Wahrhaftigkeit des englischen Volkscharakters:

Das wird, neben anderen Kulturfragen, mit der leidenschaftlichen Verbitterung des Mannes behandelt, der die Grundsätze seines Herzens und seines Kopfes in der Scheidestunde preisgegeben sieht. Es ist erschütternd, zu sehen, wie ein heimtückisches Geschick diesem greisen und edlen Fortschrittsfanatiker noch im letzten Augenblick der Wachheit den Glauben an den menschlichen Fortschritt raubt.

Dr. Samuel Saenger.



Ethische Grundfragen.

Im Sommer sind die „Ethischen Grundfragen“ des münchener Philosophen Theodor Lipps in zweiter Auflage erschienen. Vielleicht ist es gut, sogleich zu betonen, für welche Leser das Buch vergebens geschrieben ist: zunächst für solche, die in ihm ein dogmatisches Moralexhäude, einen Katechismus von Geboten und Verböten zu finden hoffen, dann aber auch für Liebhaber geistreich schillernder „Lebensweisheit“, einer Moral im heute so beliebten Gewande paradoxer Aphorismen. Das Buch wendet sich vielmehr an Leser, denen es inneres Bedürfnis ist, einmal ernsthaft über die Grundlagen aller Moral, über den letzten Werthmaßstab in sittlichen Dingen nachzudenken. Ihnen wird es eine treffliche Anleitung zu ethischer Selbstbesinnung bieten; denn es beleuchtet kritisch die mannichfachen Unklarheiten und Vorurtheile, die gemeinhin in sittlichen Fragen herrschen. Besonderen Werth erhält es außerdem noch durch die Fälle wissenschaftlicher Einsichten, die es birgt, und durch die vielseitige Anwendung des theoretischen Ertrages auf die ethisch bedeutsamsten Verhältnisse des täglichen Lebens.

Lipps hat den Weg gezeigt, auf dem es möglich ist, die Psychologie der Ethik dienstbar zu machen. Voreiliges Urtheil könnte leicht solche Ethik, als psychologisch oder naturalistisch von vorn herein abweisen. Man brauchte nur — und Das thun Alle, die gegen eine Werwerthung psychologischer Einsichten für die Gewinnung ethischer Normen eifern — den Ausdruck: „ethische Untersuchungen auf psychologischer Grundlage“ umzudeuten in: „psychologisch begründete Ethik“, um zu dem Urtheil zu kommen: in solcher Ethik sei das „Seiende“ zum „Seinollenden“ umgestempelt, seien psychologische Thatfachen in ethische Forderungen verkehrt; und deshalb seien die ethischen Normen, weil von psychologischen Thatfachen abhängig, ihrer Selbständigkeit und absoluten Geltung beraubt. In so vorjchnellem Urtheil könnten vielleicht einige naturalistisch klingende Wendungen in dem Buch verführen. Thatächlich ist in dieser Ethik, wie sich wohl auch aus der Darstellung des systematischen Gedankenaufbaues ergeben wird, nichts von den Schreckgespenstern des Naturalismus zu finden: es ist darin durchaus nicht übersehen, daß ethische Normen ihren Geltungswerth nothwendig in sich selbst tragen, also einer Stütze von außen, etwa durch psychologische Thatfachen, weder bedürftig noch fähig sind.

Daher bilden denn auch solche Thatfachen nicht die Voraussetzung der sittlichen Ethik selbst, als des Inbegriffes ethischer Normen, sondern sind nur ein Mittel zur Erforschung und Auffindung dieser Normen. Mit anderen Worten: die Psychologie ist nicht sachliche oder systematische, sondern nur methodische Voraussetzung der ethischen Forschung.

Zu diesem Sinn erweist sich zunächst die Frage nach dem allgemeinen Wesen der Sittlichkeit als eine „Frage der Selbsterkenntniß“. Sie lautet als solche: Wann nennen wir Etwas sittlich? Die Antwort ergibt sich, wenn man alle möglichen moralischen Anschauungen und Systeme einer psychologischen Analyse unterwirft. Zu diesen Ansichten muß ja das allgemein, also stets und für Alle gültige Sittliche — eben weil es für Alle gilt — als ihr gemeinsamer sittlicher Kern enthalten sein. Zu diesem Zweck ist das Verschiedenartige, das für „sittlich“ erklärt wird, darauf zu prüfen, ob es ein absolut oder ob es ein nur bedingt sittlich Giltiges ist, Etwas, das seinen sittlichen Werth anderen sittlichen Werthen entlehnt. Durch solche Rückführungsversuche muß der eigentlich sittliche, der letzte und darum unbedingte sittliche Werth festzustellen sein. Die Erörterung dieser Grundfrage, die den Hauptgegenstand der ersten drei Vorträge bildet, zeitigt als Ergebniß die Thatfache, daß jeder sittliche Werth, von dem wir reden, im letzten Grunde Persönlichkeitwerth, innerer Menschenwerth ist; daß wir Etwas sittlich werthvoll nur nennen, sofern es seinen Werth von dem letztlich Werthvollen, der Persönlichkeit, ableitet. Genauer bestimmt sich dieses letzten Endes Werthvolle als das Positive im Menschen, als der Inbegriff aller menschlichen Kräfte und Triebe. Dagegen kann das Negative im Menschen, die Schwäche und Mangelhaftigkeit dieser Kräfte und ihrer Bethätigung, natürlich nicht zu dem Werthvollen, zu der Persönlichkeit als dem letzten sittlichen Werth gehören. Aber mit der Feststellung der psychologischen Grundthatfache, daß das Positive im Menschen, die Persönlichkeit, den letzten Inhalt des von uns als sittlich Bezeichneten ausmacht, ist noch keine ethische Norm gefunden. Mit ihr ist nur die Gattung der Werthe bezeichnet, die als letzte Werthe auch den letzten sittlichen Werthmaßstab in sich enthalten müssen: die Gattung der Persönlichkeitwerthe, die selbständig neben der der Sachwerthe steht. Dieser letzte Werthmaßstab nun muß ein absoluter sein; er kann nicht in dem bald größeren, bald kleineren positiven Persönlichkeitwerth dieses oder jenes realen Menschen bestehen; er wäre ja dann bald ein höherer, bald ein niedrigerer. Damit aber ist schon gesagt, wo der höchste sittliche Werth zu suchen ist. Denken wir uns einen Menschen, in dem alles Positive, alle menschlichen Kräfte und Triebe volle Stärke besitzen und, frei von jeder menschlichen Schwäche, sich voll entfalten und auswirken können, so haben wir in dieser idealen Persönlichkeit Das gefunden, was nicht nur den letzten, sondern auch den ethisch höchsten Werth repräsentirt, wir haben in ihm das absolute Sein-sollende, das Sittliche, das Gute. Damit ist zugleich auch das Wesen des Bösen, des Unsittlichen bestimmt; es ist „Negation, Nichtsein Dessen, was sein sollte“, es ist das Fehlen, die Mangelhaftigkeit solches Positiven. Der Mensch ist also böse oder unsittlich in dem Maße, wie nicht alle menschlichen Kräfte in voller Stärke zur Bethätigung gelangen. Mit der Feststellung dieser ethischen Grundthatfache, von der sich alle weiteren Bestimmungen ableiten, stehen wir nicht mehr auf psychologischem, sondern auf ethischem Gebiet. Und der Uebergang von dem einen auf das andere vollzog sich durch den Prozeß der Idealisierung des Positiven, das sich im

realen Menschen findet; erst das Ergebnis dieses Prozesses, die ideale Persönlichkeit, ist das ethisch absolut Wertvolle.

Aus dieser ethischen Grundthatfache, die auch beweist, wie weit die lippische Lehre vom Naturalismus entfernt ist, ergeben sich nun auf dem Wege ethisch-logischer Deduktion werthvolle Resultate. Die menschlichen Triebe wirken in uns als Beweggründe unseres Wollens, als Motive; sie streben nach der Verwirklichung der den Trieben entsprechenden Zwecke. Nun besteht der oberste sittliche Werth in der idealen Persönlichkeit, dem Zubegriff aller menschlichen Kräfte oder Motive. Daraus folgt, daß das Wollen sittlich ist in dem Maße, wie alle menschlichen Motive (entsprechend ihrem Antheil an der sittlichen Persönlichkeit) zu voller Wirkung gelangen und in diesem Wollen ihren Ausdruck finden. Dieser Satz enthält zunächst die wichtige Erkenntniß, daß alle menschlichen Motive an und für sich, eben als Theile der sittlichen Idealpersönlichkeit, sittlichen Werth besitzen, daß also kein Motiv, kein Trieb an und für sich böse sein kann. Danach ist jede Ethik als grundsätzlich verfehlt zu betrachten, die einzelne menschliche Motive als „das Böse im Menschen“ bezeichnet. Die im Menschen vorhandenen Motive sind an und für sich überhaupt nicht Gegenstand ethischer Beurtheilung; sie liefern gleichsam nur das Material, aus dem das als gut oder böse zu bezeichnende Wollen, der eigentliche Gegenstand der Ethik, hervorgeht. Sofern das Wollen (genauer: die Willensentscheidung) auf der Unter- und Ueberordnung einander widerstrebender Motive beruht, fällt der Ethik die Aufgabe zu, die Ordnung der Motive anzugeben, die in der sittlichen Idealpersönlichkeit begründet ist und aus der deshalb sittliches Wollen nothwendig folgt. Damit bestimmt sich zugleich der Charakter der Ethik als der einer formalen Wissenschaft, die nicht das Dasein und Wirken von Motiven zu gebieten oder zu verbieten, das Sein-sollende also nicht inhaltlich zu bestimmen hat, die vielmehr nur die Form und Ordnung angiebt, in der menschliche Zwecke stehen sollen. Daß es eine solche, „sittliche Ordnung der Zwecke“ giebt, daß die menschlichen Triebe nicht gleichwerthig und gleichberechtigt nebeneinanderstehen: auch diese Lehre bringt uns der vorher angeführte Satz. Je nach der Bedeutung eines Triebes im Zusammenhang der ganzen positiven Persönlichkeit, je nach dem Grad, in dem seine Befriedigung die Befriedigung der ganzen Persönlichkeit herbeiführt, kommt ihm größerer oder geringerer ethischer Werth zu. Das Wollen ist daher sittlich, wenn es einer Persönlichkeit entspringt, in der die verschiedenen möglichen Zwecke oder Motive ihrer ethischen Bedeutung gemäß geordnet sind und zu voller Wirkung gelangen. Darin nun, daß sämtliche für das Wollen in Betracht kommenden Thatfachen ihrem in der sittlichen Persönlichkeit begründeten ethischen Werth entsprechend mit voller Motivationskraft wirken, sich ausgleichen und unterordnen, darin besteht der Prozeß der sittlichen Ueberlegung, die der Willensentscheidung voranzugehen hat. Diese Ueberlegung muß alle für das Wollen in Betracht kommenden Thatfachen berücksichtigen und rein objektiv sein. In dem Bewußtsein solchen rein objektiv bedingten Wollens, das sich zugleich als ein Bewußtsein des Sollens charakterisirt, besteht das Bewußtsein der Pflicht. So stellt sich das Handeln gemäß einer sittlichen Willensentscheidung als ein Handeln „aus Pflicht“ dar, das, im Gegensatz zu dem Handeln „aus Neigung“, schon von Kant als das einzig sittliche Handeln bezeichnet wurde.

Aus diesen und ähnlichen Bestimmungen lassen sich oberste Regeln des sittlichen Verhaltens ableiten. Da nur die Willensentscheidung sittlich ist, die aus

voller und rein objektiver Bewertung aller einschlägigen Thatsachen hervorgeht, lautet eine oberste sittliche Norm: „Verhalte Dich stets innerlich so, daß Du mit diesem Verhalten Dir selbst treu bleiben kannst.“ Der Nachdruck liegt hier auf dem „kannst“, das im Sinn ethischer Zulässigkeit aufzufassen ist. Da ferner die objektiven Gründe des sittlichen Wollens zugleich allgemein gelten, so ist in den beiden folgenden Regeln ein weiterer Präzissen für sittliches Verhalten gegeben: „Verhalte Dich wollend so, daß Du, wo immer die selben objektiven Gründe Deines Wollens gegeben sind, das Selbe wollen kannst und mit innerer Nothwendigkeit willst.“ Und: „Fordere für (und von) Menschen, also auch für Dich (und von Dir), was Du unter Voraussetzung der selben objektiven Gründe für jeden anderen Menschen (und von ihm) also auch für Dich (und von Dir) fordern kannst und im gegebenen Fall thatsächlich forderst.“ Dieser Norm läßt sich noch eine weitere zugesellen: „Verhalte Dich in einer für das sittliche Bewußtsein Aller gültigen Weise.“ Auch in diesen obersten sittlichen Normen zeigt sich wieder die rein formale Natur der Ethik; die allgemeinsten Sittengebote können das Wollen nicht inhaltlich bestimmen; sie geben nur die formalen Bedingungen an, unter denen das Wollen sittlich ist; auch die Denkgesetze enthalten ja nur die Formen richtigen Denkens.

Die Ethik, die Lipps uns lehrt, ist deterministisch; sie zeigt, daß, wie alles Geschehen in der Welt, auch das menschliche Wollen dem Kausalitätsgesetz unterworfen und demnach stets durch die Gesamtheit all seiner Bedingungen eindeutig bestimmt ist. Daneben besteht dennoch die (nur nach der unhaltbaren Ansicht der Indeterministen damit unvereinbare) Willensfreiheit, die gegeben ist, wenn die Persönlichkeit frei, unbehindert durch äußeren Zwang oder fremde Einflüsse, sich bethätigt und auswirkt. Freiheit des Willens besteht, so weit das Wollen in der Persönlichkeit selbst begründet, von ihr verursacht ist, und der freie Wille ist ethisch werthvoll, so weit die in ihm frei sich auswirkende Persönlichkeit sittlichen Werth besitzt. Die Willensfreiheit ist zugleich die Voraussetzung der sittlichen Zurechnungsfähigkeit, die bei der Frage nach dem sittlichen Recht der Strafe in Betracht kommt.

Nur die theoretischen Grundlinien des ethischen Systems konnten hier angedeutet werden. Lipps giebt zugleich auch eine scharfsinnige Kritik einiger Moralsysteme (zum Beispiel: des Utilitarismus und Eudämonismus) und beleuchtet die wichtigsten Kultur- und Zeitprobleme von dem Punkt aus, auf dem er mit seiner Ethik steht: Familie und Gesellschaft, Kirche und Staat, Eigenthum, Ehre, Macht, Kunst und Wissenschaft. Die Einwände, die gegen sein Buch erhoben wurden, wären leicht zu entkräften. Man hat seine Ethik individualistisch, radikal und unpraktisch genannt; im Vorwort zur zweiten Auflage hat er darauf geantwortet: „Alle Ethik ist nothwendig individualistisch, sofern sie als das einzig absolut Werthvolle die sittlich freie Persönlichkeit erkennt. Und alle Ethik ist nothwendig radikal, sofern sie wie auf der Oberfläche bleibt, sondern grundsätzlich überall auf die Wurzel geht und gut nennt, was da sich als gut, böse, was da sich als böse erweist. Und alle Ethik ist nothwendig unpraktisch, sofern sie keine ‚praktischen‘ Kompromisse kennt, sondern, ohne Rücksicht auf das da oder dort Geltende, Dasjenige fordert, was vom sittlichen Bewußtsein gefordert ist.“



Hermann Bang.

Ach, ich kenne Malerhände,
Die beleben ihr Gemälde
Schöpferisch mit wahren Leben;
Doch die Seele, die sie geben,
Ward dem Urbild erst geraubt.

Grillparzer.

Hermann Bang, der dem Schattenspiel des Lebens wehmüthig-melancholische Bilder abgewinnt, hat eine Vorliebe für die welkenden Blüthen einer überreifen Kultur, für die Problematiker des Lebens, die eccentricischen Naturen, und eine schwüle, nach langem Zurückdämmen sich entladende Sinnlichkeit ist das Merkmal seiner besten Gestalten. Er ist ein sensibler Lebensbeobachter und seinen Blick umflort eine müde, etwas blasirte Traurigkeit. Leises Schluchzen einer allzu reizbaren Seele, deren Träume vor dem Eishauch der Wirklichkeit starben, ehe sie Flügel geworden waren, hebt durch seine Bänder. Er sehnt sich nach Schönheit und kennt „das blendende Gaukelspiel der Phantasie“, die künstlichen Paradiese; doch ist er weniger eigenwillig als Oskar Wilde, der stolze Beherrscher künstlicher Traumwelten. Wenn Wilde alle Bronze der Welt zum Bilde der Freude verarbeitete, so kennt Hermann Bang nur den ewig währenden Schmerz und die furchtbaren Schicksalsgewalten und er sucht sie zu erspähen und festzuhalten, wo sie hinter dem Majaschleier der Erscheinungswelt, aus stolzen und schätzbaren Bekleidungen, hervorspähen. Er wendet sich nicht, wie Wilde, unwillig ab von den Häßlichkeiten des Lebens, um mit Helioqabal in den hängenden Gärten zu lustwandeln. Er giebt Weltanschauung, in der Stimmung; als eine Tendenz, gegenüber den Erscheinungen zu fühlen und zu urtheilen. Und er ist ein nihilistischer, von Illusion freier Betrachter. Von seinen ersten Bändern her zieht sich die klagende Melodie durch sein ganzes Werk; sie giebt ihm den seltsamen Reiz.

Wie ein Marionettenspiel wirkt's; das teuflische Spiel eines jenseitigen Puppenpielers, dessen die Fäden lenkende Hand wir nicht sehen. Und die Marionetten leiden und lieben und treten von der Bühne ab; und der Reigen beginnt aufs Neue, mit veränderten Kostümen und Gestalten. Was liegt daran?

Frauen warten da auf das Wunderbare, das niemals kommen will: die Gräfin Urne, die sich ein Leben lang nach ihrem Schicksal gelehnt hat; die ein kurzes verbrecherisches Phaëdragrad in der Phantasie, nur in der Phantasie durchkostet; und die schließlich tiefer und immer tiefer in den Schlaf des Morphinrausches sinkt. Und Kamilla Falk mit ihrer Liebe zu jungen, keimenden Knabenherzen, deren erstem unruhigen Schlag sie lauscht. Und immer wieder klingt das Lied vom veräumten Glück: „Toll me the tales, that to me were so dear; long, long ago.“ „Ich glaube immer, daß es einen Augenblick giebt, in dem der Wagen des Geschicks über uns hinrollt.“ „Ein Nebel liegt über dem Ganzen, ein grauer Nebel, ein Halbdunkel, in dem man über stille Leichen stolpert.“

Bangs Frauen leiden an ihrer unbefriedigten Sinnlichkeit; ihr Innerstes ist leer gebrannt wie das Herz der armen kleinen Frau Bai (in „Am Wege“);

wie das Herz der Pastorsfrau, die in ihrem „weißen Haus“, an der Seite ihres kalten, ewig fröstelnden Gatten leidenschaftlich-schöne Erinnerungen und unerfüllte Träume hegt. William Högh aber, dem letzten Erben eines hoffnungslos dahinsiechenden Geschlechtes, lähmt das Schreckgespenst des Unvermögens Schaffens- und Lebenswillen. Die Nerven erinnern sich vergangener Thaten, einst, in der langen Folge der Generationen, durchkosteter Wollüste. Aber die Erregungen dringen nicht vor zum Notorischen. Die Nerven sind erschlaft und suchen den Rausch in seltsamen Gebilden der Einbildungskraft. Hier ist die Liebe nicht die große Passion, die das Lebensgefühl steigert und sich ans All verliert. Sie ist hastig, verodds, zweifelnd; immer in Angst, das Gefundene wieder zu verlieren. Und das Weib ist der Dämon, die Zerstörerin. Und das Geschlechtsleben ist ein stummer Kampf; ein sichtbares Ringen zwischen dem Bewußtsein der Abhängigkeit und dem Trieb, sich zu behaupten. Diese verfeinerten Nerven, die unter den leisesten Schwingungen beben, die auf Reize mit anderen, mit viel komplizirteren Regungen antworten als der Nervenapparat eines kräftigen jungen Landmannes, haßen die Urkschlange, von der sie sich nicht losmachen können. Die graziosen jungen Artisten, die Bang so reizend zu schildern weiß, die „eine stolze Liebe zu ihrem Körper empfinden, wie ein Sportsman zu seinem Vieblingsthier“; denen es „eine Wollust bereitet, die männlichen Urvorstellungen zu bändigen und zu zähmen und zügellos zu gebrauchen“, fürchten das Joch des „Erdgeistes“, der „so Manchen ruiniert“ hat. Aber die Fratelli Bedini kennen das ruhige Glück einer edlen Freundschaft.

Dieser Ton klingt uns nicht neu. Die Auflehnung gegen die Herrschaft, die das Weibchen über das Männchen ausübt: Kops, Goya, Schopenhauer, Strindberg fanden Nachfolger; Wedekind bleibt nicht hinter den ausländischen Geschlechtspessimisten zurück und in Dukama Knoops „Element“ sagt ein Philosoph grümmige Dinge über dieses Thema; er rath dem jungen Walter: „Halte Dich immer an das Höhere, wenn Andere sich den Elementen unterwerfen.“

Wangs Blick ist im Lauf der Jahre immer kälter geworden, durchdringender, schärfer; starr und wie im Schmerz; weit geöffnet im Schreck vor dem Medusenhaute des Lebens. Schleierlos sieht er das ganze Gewimmel, die stumpfe Gleichgiltigkeit, das mechanische Getriebe und Geschiebe des Alltags. Doch unter der Oberfläche sind die Untergrundmächte an der Arbeit, die Trolls, die dem Menschenkinde die Tragik heraufführen, die düsteren Fäden in den Teppich des Lebens wirken und die Bilder vielfach durcheinanderwirren. Da greifen Existenzen in einander über; Einer drängt den Anderen aus seiner Bahn; der eine Theil regt Gefühle in dem anderen auf; dann zieht er seinen Weg; aber der andere Theil verliert sich und sein Leben in den Irrgängen dieser Empfindungen. Und doch: in der Tiefe sind wir einsam; fern und fremd einander. Wir können nicht aus der Gefängniszelle unseres Ich; wir können nie mit einem anderen Individuum so verwachsen, daß beide Individualitäten eine neue Einheit würden. Wir urtheilen und wissen nicht, daß der Andere, wie wir ihn sehen, nur ein Theil unseres Ich ist, nur ein Schatten. Unsere Illusionen, unsere Urtheile sind thöricht; nur alte Leute finden manchmal in dem Born ihrer tief erlebten und erlittenen Lebensweisheit ein treffendes, grundglütiges, heilendes Wort.

Und wie vollzieht sich das Alles? Wer kann die Schicksalsfäden entwirren? „s ist nur ein Schritt: es reißt Dich niederwärts; oft nur ein Funke, Dir im Blut entzündet.“ Einer tritt aus dem Ring seiner eingefriedeten Existenz heraus.

Ein Neues entspinnt sich und wird zum Verhängniß. Es ist nur ein Traum, ein Jdol. Aber das unglückliche Menschenkind rennt ihm nach bis zum Weiber, in dem „Tine“ versank. Die Anderen aber, die den Schicksalsknoten nicht lösen können, sprechen, verschieden nach dem Grade des Erstaunens, der sie bei der That erfaßt, von Schuld und Sühne. „Es giebt im Leben nur zwei Dinge: die Liebe und den Tod.“ Tine erfährt es und die Pastorsfrau aus dem weißen Hauje sagt es an dem Sarg des Burschen, der „nur Liebestoff“ in sich hatte; der mit seinem häßlichen Gesicht den Weibern so gefährlich war. „Es giebt nichts als den Trieb; der allein ist Herr und Meister.“ Das ist auch der Weisheit letzter Schluß für die alten, klug gewordenen Deutschen, die cynischen Lebensphilosophen aus der Novellenammlung „Leben und Tod“, die das Leben aus der „Ewigkeitsperspektive“ aus der Höhe des darüber Schwebenden ironisch betrachten.

*
Un homme qui s'est institué artiste n'a plus le droit de vivre comme les autres.

Nun wird es heller. Der Vorhang hebt sich vor der Tragödie einer Künstlerseele. „Sieh, was das Leben Dir entzogen, ob Dir's erjeien kann die Kunst“, klagt der traurige Selbstmörder Wilkiparzer. „Lilo Jovets Küßbet“, der sich ein Leben lang mit seiner Einbildungskraft herumgebalgt hat, sieht zum Schluß, daß er das Leben der Liebe getödet hat, wie John Gabriel Borkman. Der Vorhang hebt sich vor der Tragödie: Hermann Bang.

„Ich habe ja das Leben so lieb, Mama, und athme leise nur den Blüthenduft der Liebe; aber mein Bestes ist doch immer meine Sehnsucht. Ich habe den Menschen von meinen Schmerzen gegeben. Das hat sie gerührt. Für mich war es nichts; ich habe mein Herz dabei verschwendet, ohne zu empfangen, ohne froh zu sein.“ Diese Worte, die in der wehmüthig ausgepönnenen Schluß- und Abendstimmung der „Agnes Jordan“ gesprochen werden, setzte Bang vor das Buch seiner Kindheit; und einmal heißt es dann: „Es giebt mancherlei Scheinleben: in der Kunst, in der Aufopferung, in der Freundschaft, in der That; nur an einem Ort ist das Leben: da, dort, wo die Natur es gewollt hat.“ Das liebe Leben! Das ist die Noth der großen Schaffenden, die das heiße, volle Leben für eine imaginäre Ideenwelt hingeben müssen: „Ich habe das Leben, ich habe die Leidenschaft nicht gekannt. Ich habe meinen Glückstag versäumt.“ Künstliche Paradiese scheinen hier zertrümmert worden zu sein von der Macht dieser Erkenntniß, die auch Claude Jovets mächtige Seele erschüttert. Furchtbare Ereignisse wirft die Wirklichkeit mit brutaler Hand in Jovets Inneres, daß sein starkes Herz davon zu bersten meint, bis er die aus Schmerzen geborene Erkenntniß von der Richtigkeit seiner künstlerischen Weltanschauung, der hellenistischen Mythologie, die er schuf, in eine ewig gültige Form gegungen hat. Er, der (mit Hofmannsthal's Stimmungsgenossen in „Western“ und „Thor und Tod“) „nur scheinbar drin gestanden hat“, ahnt und süßt zum ersten Mal die Macht und den Rausch des starken, sieghaften Lebens, die Lust des Dionysos, das Lachen über Abgründen, die ewige, unerbittliche Nothwendigkeit.

„Auf, Ihr Unsterblichen, auf, tanzt und singt,
Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
Morgen ist wieder Tag; die Sonne stirbt nicht.“

Joret hat nur seinen Künstlertraum gekannt, das Verlangen nach einer hohen, anderlefenen Schönheit. Wie sein Weib lange tot ist, ist auch das äußere Leben tot für ihn. Einmal nur noch streift ein Weib seinen Weg. Er malt sie; aber die Augen, das Leben vermag der in ästhetischen Träumen Befangene ihr nicht zu geben. Die Augen malt Michael, sein junger Liebling, den er aus Prag mitgebracht hat. Joret weiß das Leben von seiner Thür. Aber Michael, der höchstens einen Frauen-torjo malen kann, findet hier den Weg zum Leben.

Joret hat den Jüngling gemalt. Er liebt ihn mit der „echt männlichen Bewunderung für männliche Schönheit“, mit der Michelangelo seinen Tomaso geliebt hat. Aber Jorets Liebe hat das unselige egoistische Wesen ausbrauchender Künstlerliebe, die den Ereignissen das Blut ausaugt, damit sie im Reich der Kunst zu einem neuen Schattendasein erwachen. Michael fühlt diese „Entweihung des Lebens“. Eins aber fühlt er nicht: die furchtbare Einsamkeit des Künstlermenschen, der nur in seinen Visionen lebt. Gedanken schießen zu Gedanken und schließen sich zu einer Kette zusammen. Langsam erwächst Michael dem Meister und der Treibhausluft, die ihn umgiebt; wächst zu sich selber, zum Leben, zum Weib: und in brutaler Ungerechtigkeit wirft er Joret Herzenshärte und Lieblosigkeit vor. Wie ein gefällter Baum, bricht Der unter dem Schlag, den Michael führt, zusammen; und zum ersten Mal erlebt er nun sich und sein Leben, das bis dahin nur ein Scheinleben war. Unter furchtbaren Konvulsionen ringt eine Lebensstimmung in ihm nach monumentaler Gestaltung und Bändigung, für die er sich aus der Hölle, aus Hiobs Leidensgeschichte, die Symbole holt. Jetzt erst hat er das Leben und die große Leidenschaft wirklich gesehen. Und indem er sich künstlerisch von den mächtigen Erschütterungen in einem große Werk befreit, stellt sich sein inneres Gleichgewicht wieder her. Sein Leben ist erfüllt; nun kann er ruhig sterben.

Ueber dem Zwischenfall Joret liegt das Schweigen des Todes. Aber rücksichtslos, egoistisch, ungerecht schreitet das Leben weiter: Michael und die Jamikow; brutal, wie das Leben nun einmal ist. Der heiße Wille zum Dasein fordert seine Opfer; er treibt die Menschen in die Höhe der Verzückung und wirft sie in die Tiefe der Raserei und des Verbrechens. Ewig ist der Wille; und die Menschen sind nur Schaum auf Wellenkämmen. Und die Platoniker? Sie frieren dort oben in der Höhe der intellektuellen Anschauung; und wenn der Abend kommt, wenn es schon spät geworden, dann zersplittert ihr weltabgewandter Stolz vielleicht vor der Erkenntnis: „Ja, daß Leben hat keinen Sinn; aber es ist die einzigste Wirklichkeit, die wir kennen. Und wie herrlich ist dieses lachende, weinende, sinnlose Leben!

„Tangen!

Der Eine stirbt, daneben der Andere lacht:

Das macht das Leben so tief schön.“

Und wir fragen nicht nach einem Zweck, wenn es durch alle Himmel und Hölle uns schwingt; wir fühlen nur das Zerschneiden der Kraft in uns. „Nun habe ich aber wenigstens gelebt“, sagt Claude Joret. Nun war das Leben mit seinen Leidenschaften und Freuden in das Werk des Künstlers eingekehrt, war aus Schmerzen Größe erwachsen.

Peter Hameder.



Erste Enttäuschung.

Als die kleine Marianne sechs Jahre alt war, meinte sie eines Tages, es sei Zeit, sich die Welt ein wenig anzusehen. Dazu kostete sie der Sonnenschein draußen und die Einsamkeit drinnen. Mama hatte Besuch und Fräulein war in die Kirche gegangen; da wurde sie so bald nicht vermisst. Rasch lief sie leise zur Gartenthür hinaus. Und da stand sie auf der Straße. Ganz allein. Ohne Hut, Schirm, Handschuhe, wie sie nie sonst hinauskam. „Beinahe nicht angezogen“, dachte sie und sicherte leise. Es war ein wunderbares Abenteuer. Mama hatte zwar gesagt, daß kleine Mädchen nicht allein auf die Straßen dürften. Aber Das war vor langer Zeit gewesen. Gewiß schon vorgefarn. Und heute erst hatte Papa sie ein „großes Mädchen“ genannt. Sie steckte den Finger in den Mund, wofür sie noch immer eine Vorliebe hatte, obgleich sie oft hörte, daß sie dafür „viel zu groß“ sei. Ja, dann war sie wieder „groß“. Komisch machten es doch die Erwachsenen; ganz wie es ihnen paßte. Und wenn Papa den Finger an die Nase legte, was er manchmal that und worüber sie immer lachen mußte, sagte ihm kein Mensch Etwas.

Wie viel es heute draußen zu sehen gab! Viel mehr als sonst, wenn sie mit Fräulein ging. Der große Hund vom Nachbarhaus schaute sie so verwundert an. Sie ließ sich in ein kurzes Gespräch mit ihm ein, um ihn zu trösten, daß er nicht mitgehen konnte. Dann trippelte sie den Weg nach dem Walde zu; auf dem anderen konnte sie das Fräulein treffen. Von der Wiese her kam ihr eine Kuh entgegen. Beide blieben stehen und musterten einander. Ein Wischen unheimlich wars. Aber die Kuh kehrte um: und da winkte ihr Marianne sehr erleichtert und rief: „Komm nur her, ich thu' Dir nichts!“ Wenn sie mit ihren Gespielinnen zusammen kam, konnte sie doch erzählen, daß sie sich gar nicht gefürchtet habe. Sommer-sonne. Blumen ringsum. Vögel huschten oben in den Zweigen hin und her. Jedemal erschraf sie, wenn es so raschelte. Wie schön war das Alles! Gut nachdenken ließ sich auch im Walde, so ganz allein. Und sie hatte viel zu denken: etwas ganz Heimliches, eine Ueberraschung. Als Großmama bei ihnen war, versprach sie, ihr für jeden Brief, den Marianne schreiben wollte, Etwas in die Sparbüchse zu geben. Wie eifrig hatte sie seitdem geschrieben! Und nur einmal hatte sie einen Brief entzweigeschnitten, um mehr zu bekommen. Der war aber auch lang; eine ganze Seite. Von dem Gelde sollte Mama zum Geburtstag eine Ueberraschung haben. Marianne wußte auch schon, was. Mama hatte ein Tuch verloren; ein kleiner Lappen wars nur gewesen, mit Spizen daran; aber Mama war doch traurig darüber. Nun hatte sie beim Kaufmann ein viel, viel schöneres Tuch gesehen; groß, mit lauter bunten Blumen darauf. Das wollte sie kaufen, sie ganz allein. Es war ihr erstes Geburtstagsgeschenk; denn voriges Jahr war sie noch zu klein gewesen und hatte kein Geld gehabt.

Dort bligte der große Teich durch die Bäume. Bis dahin wollte sie noch gehen. Ganz erhist kam sie hin und ging, sehr vorsichtig ihr Kleid zusammenfassend, bis ans Ufer. Das dunkle Wasser, von dem Papa ihr eine Geschichte erzählt hatte, machte sie beinahe furchtsam. Aber die Enten schwammen so lustig darin herum. Rasch entschlossen, warf sie ihnen ein halbes Brötchen zu, das sie in der Tasche hatte. Sie stoben auseinander, das Wasser spritzte auf und dann zogen und zerrten alle Entenschwäbel zugleich an dem Stück Brot. Marianne lachte.

Zammerschade, daß sie es keinem Menschen zeigen konnte. Das Alleinsein war doch nicht so schön. Und jetzt fühlte sie auch Hunger. Gewiß war sie schon eine Stunde fort und zu Hause rief man sie zum Mittagessen. Eilig lief sie zurück.

Da sie in Wirklichkeit kaum eine Viertelstunde zu ihrem großen Ausflug gebraucht hatte, fand sie Alles unverändert. Mama sah gerade zur Thür herein, und da sie Marianne artig bei ihren Spielsachen sitzen sah, verschwand sie wieder. Befriedigt aufatmend, ging die kleine Ausreißerin in den Garten. Auf dem Tisch in der Laube lagen Bücher und ein Brief. Der war von der Großmama. Marianne kannte ihre Schrift. Großmama hatte schwache Augen und schrieb darum immer so groß und deutlich. Gewiß hatte sie auch schwache Augen, denn sie konnte gerade nur Großmamas Buchstaben lesen; Pappas nie. Sie schaute den Brief an und glaubte plötzlich, ihren Namen zu lesen. Ganz sicher. Das machte sie neugierig. Was konnte da von ihr stehen? Mühsam buchstabierte sie sich den Satz zusammen. „Marianne hat mich so oft um Geld gebeten. Paß auf, was sie damit macht. Ich glaube, sie will Dir Etwas zum Geburtstag schenken“. Das war genug. Hochroth, mit blühenden Augen sprang Marianne vom Sessel. Abscheulich von Großmama. Sie hatte ihr doch fest versprochen, nichts davon zu erzählen, daß sie Geld sammle und sich eine große Ueberraschung ausgedacht habe. Und um Geld gebeten hatte sie auch nicht; verdient war es. Wie hätte Mama sich gefreut! Nun war ihr Alles verdorren. Nie hätte sie Das von Großmama geglaubt. „Was man versprochen hat, muß man halten“, sagte Papa immer.

Die Sonne fand Marianne schluchzend auf der Erde. Auf ihre Frage erkuhrt sie den Jammer über Großmamas Wortbruch. Sie maß mit dem Maßstab Erwachsener und hatte nicht das rechte Verständniß für diese Enttäufung. Doch fühlte sie, daß es hier mit dem gewöhnlichen „Sei doch still“ oder „Große Kinder weinen nicht bei jeder Gelegenheit“, nicht gethan wäre. Da kam ihr ein plötzlicher Einfall: „Großmama hat ja gar nichts gesagt; sie hats ja nur geschrieben.“ Daran knüpfte sie noch die Lehre, daß man Briefe, die an Andere gerichtet seien, nicht lesen dürfe. Marianne war für den Augenblick verblüfft. Aber gleich darauf fragte sie verwundert: „Wo darf man schreiben, was man nicht sagen darf?“ „Komm jetzt Deine Suppe essen und frag' nicht so viel, sonst bekommst Du einen Schnurrbart.“ Das war nun wieder nicht wahr, dachte Marianne, denn Fräulein hatte keinen Schnurrbart und fragte beim Lernen immerzu. Aber sie hatte schon ihre Erfahrungen mit dem Fräulein und widersprach nicht weiter. Bei Tisch war sie so übellaunig und unfreundlich in ihrer Trauer, daß Mama böse wurde und meinte, sie sei doch früher viel artiger gewesen. Das machte die Sache noch schlimmer. Marianne fand, daß Alle sehr schlecht gegen sie seien, wurde trotzig und sprach gar nicht mehr.

In der Dämmerung holte sie sich ihren versteckten Schatz hervor. Lauter kleine Münzen waren es; so hatte sie's immer haben wollen, damit es recht viel sei. Nun mochte sie das Geld gar nicht mehr ansehen. Und Keiner sollte es haben. Eilig raffte sie das Säckchen zusammen und lief zum Konditor nebenan, der ihren hervorgegammelten Wunsch nach „Ballines“ lachend erfüllte. Sie sah aber nicht erfreut aus, sondern sehr ernst.

Abends fand die Sonne in ihrem Rührisch einen Zettel, auf dem in Mariannens unbeholfener Kinderchrift stand: „Ich mag Dich nicht.“ Sie hielt es für richtiger, nicht darauf zu achten.

Das von Thränen durchfeuchtete Zuderwerk lag unter Mariannens Kopfkissen und verrieth am Morgen ihre That. Sie war beim Essen eingeschlafen. Wie sie dabei noch heimlich geweint hatte, wußte Niemand. Dann wurde Marianne gestraft, weil sie sich Nähnereien gekauft hatte. Schweigend nahm sie es hin, war überhaupt verändert; auch gegen die Mama. Die hing mit ihrer Enttäuschung zusammen und hatte sie noch bestraft. Der Großmama wollte sie nicht mehr schreiben, ließ sie nicht grüßen, dankte nicht für ihren Brief. Das Fräulein schalt sie undankbar, stellte ihr vor, wie gut sie es habe, und gab ihr all die Besserminztügelchen der Weisheit zu kosten, die sie in ihrer Hausapotheke für Kinder immer vorrätzig hatte. Mama machte sich Sorgen um ihre Kleine; ob der Charakter des Kindes sich am Ende nicht gut entwickelte? Klagte der Großmama, wie enttäuscht sie sei, daß Marianne das Geld nur vernachlässigt habe. Sie nahm das Ganze sehr tragisch und ging mit traurigem, vorwurfsvollem Gesicht herum, Marianne mit trotzigem und das Fräulein gereizt und verstimmt. Es waren ungemüthliche Tage.

Endlich fiel dem Papa, dem man nicht gern mit Klagen kam, auf, daß da Etwas nicht in Ordnung sei. Er suchte Marianne auszuforschen. Und weil er gleich richtig fragte, was ihr denn geschehen sei, nicht schalt und sie auch nicht auslachte, fand sie die Sprache wieder und konnte ihm die ganze Geschichte erzählen. „Großmama hat's doch versprochen“, war immer der Refrain. Papa verstand sie in ihrer Empörung, ihrem Trotz aus dieser ersten schmerzlichen Erfahrung heraus, gegen deren Wiederholung nur seelische Abhärtung hilft. Er glaubte ihr aufs Wort, daß ihr an den „dummen Pallines“ gar nichts gelegen war. Die kleine schluchzende Gestalt rührte ihn mehr, als er im Augenblick zeigen wollte. Aber sein erstes Wort war: „Da hat Großmama Unrecht gethan.“

Marianne horchte auf. Das war etwas Neues, daß man einem Großen ihr gegenüber einmal Unrecht gab. Sie fühlte sich gehoben und bekam Lust, „nicht mehr böse zu sein“, trotz ihrer argen Enttäuschung. Daß sie verzeihen konnte, war ein stolzes Gefühl. Immer hatten sonst die Erwachsenen ihr zu verzeihen; immer hatten sie Recht. „Und siehst Du, Marianne“, sagte der Papa weiter, „es war ja nicht so schlimm, weil die Mama doch noch nicht wußte, womit Du sie überraschen wolltest, und sie konnte sich jetzt schon vorher darauf freuen. Hast Du es nicht auch gern, wenn ich Dir eine Überraschung verspreche? Und bist Du dann nicht noch neugieriger, was es sein wird?“

Das mußte Marianne zugeben, obwohl sie noch immer eine ganz, ganz ungewohnte Überraschung, wie ihre so schön ausgemalte, vorgezogen hätte. Aber sie fühlte sich schon weniger unglücklich. Und als Papa ihr noch zusagte, sie wieder Geld verdienen zu lassen, wenn sie täglich die gelben Blätter von den Rosensträuchern abzupfe, und daß er mit ihr vor dem Geburtstag dann einkaufen gehen werde, ganz nach ihrer Wahl und Bestimmung, da entvölkerte ihr Himmel sich schnell. Alles kam wieder in Ordnung. Mama beruhigte sich. Großmama bahute eine Bessersohnung an und Fräulein wollte „wieder gut sein“, wenn Marianne verspreche, keine fremden Briefe zu berühren, nicht mehr zu naschen und Alle lieb zu haben.

Jetzt aber machte Papa sich Sorgen um seine kleine Marianne mit dem empfindsamen Herzen. Wie oft würde er ihr noch helfen können?



Kautschuk.

In langen Annoncen findet der Zeitungsleser seit einiger Zeit die Aufforderung, sich mit Kapital an der Gründung von Unternehmungen zu betheiligen, deren Zweck die Ausbeutung von Kautschuk- oder Sisalhanj-Pflanzungen in Deutsch-Ostafrika oder Kamerun ist. Diese Reklamen sind mehr als einmal, ohne jeden Grund, Prospekte genannt worden. Wo das Inserat sich ehrlich als Inserat gab, nicht als einen von Zulassungsstellen oder anderen Instanzen geprüften Prospekt, kann den Unterzeichnern wenigstens nicht der Vorwurf gemacht werden, sie hätten das Publikum zu lapern gesucht. Immerhin bleibt noch fraglich, ob man sich an solchen Gründungen betheiligen soll. In unseren Kolonien giebt es gewiß sehr gute Chancen für Leute mit Unternehmungslust und ausreichendem Kapital; aber die Verantwortung, fremdes Geld in überseeische Gründungen zu stecken, wächst im Quadrat der Entfernung vom Ort der Herkunft zum Platz der Niederlassung. Täglich wird das Publikum gewarnt, Aktien von Gesellschaften zu kaufen, deren Leiter es nicht kennt und die zu weit entfernt sind, um die Möglichkeit der Beschäftigung zu bieten; es wäre recht inkonsequent, bei ost- oder westafrikanischen Geschäften von diesem verständigen Grundsatze abzuweichen und den Kapitalisten zu sagen: *Ite, missa est; drüben fließt Milch und Honig!* Die Herren, die solche Aufforderungen ins Land gehen lassen, sind meist sehr empfindlich und finden sich beleidigt, wenn Jemand sich erdreistet, dem großen Publikum so lange von der Betheiligung an Kautschuk- und Sisalhanj-Pflanzungen abzurathen, wie die Gesellschaften noch keine Rente gebracht haben. Eine solche Kritik oder Warnung, sagen sie, müsse den Glauben erregen, es handle sich um Schwindelgründungen. Das ist ganz falsch. Die Aussichten der Gründungspläne mögen recht gut sein; und die wirtschaftliche Ausbeutung unseres Kolonialbesizes ist ein Unternehmen, das der Deutsche nur loben kann. Die Art der Inserate, ihr Aufspuh beweist aber, daß sie sich an das große Publikum richten; und diese Adresse scheint Vielen falsch gewählt. Wer für solche Unternehmungen Verhältniß hat, braucht nicht große Worte. Der kleine Mann aber taugt nicht zum Kolonialaktionär. Und Kautschuk ist bekanntlich ja keine Waare, die nur aus Afrika zu beziehen ist. Noch immer fließt der Parakautschuk, der aus dem Gebiete des Amazonasstromes stammt und seit zwei Jahrhunderten nach Europa kommt, in der Produktion vornan. Auch Cearakautschuk kannte man zunächst nur als brasilianisches Produkt; der Name wurde dann nach Afrika importirt. Außer Brasilien liefern Mexiko, Guatemala, Nicaragua, Bolivien, Peru, Ecuador, Kolumbien und namentlich Ostindien Kautschuk. Afrikanischer und ostindischer Kautschuk soll beim Reinigen und Trocknen 30 bis 80, Parakautschuk nur 12 bis 15 Prozent am Gewicht verlieren. Der Verbrauch ist seit den Tagen Priestleys, MacIntoshs und Hancock's über alles Erwartete hinaus gestiegen und wird unter der Auto-Kratie gewiß noch höher steigen. Daß trotzdem bei der Gründung neuer Gesellschaften äußerste Vorsicht geboten ist, braucht man keinem Erwachsenen zu beweisen.

Unter einer Bekanntmachung, die eine zu errichtende „Ostafrika-Compagnie“ betrifft, stehen die Namen des Kaiserlichen Bezirksamtannes a. D. Grafen Baudissin, des Generalmajors z. D. Freiherrn von Gajl, des Kaiserlichen Bezirksamtannes a. D. W. von St. Paul-Blaire, des Rittergutsbesizers Tenge (der jetzt Vorsitzender des Aufsichtsrathes der Vermögensverwaltungsstelle für Offiziere und Beamte ist) und des Geheimrathes Wohltmann in Halle. Sicher sehr ehrenwerthe Herren,

deren Namen ausreichend für die Lauterkeit der Absichten bürgen. Name, Charakter und gesellschaftliche Stellung der Gründer beweisen aber noch nicht, daß aus dem Unternehmen Etwas werden wird; und die Herren dürfen sich deshalb nicht wundern, wenn die geschäftlichen Grundlagen ihrer Pläne sehr sorgsam geprüft werden. Das ist um so nötiger, als gerade in der Schicht, wo der blanke Ehrenschild am Meisten gilt, die kaufmännischen Talente nicht allzu reichlich zu wachsen pflegen. Die Gründer der Ostafrika-Compagnie halten die Rentabilität der Sisalhanf-Kultur und der Ceara-Kautschukbaumpflanzung für erwiesen und wollen deshalb eine Kolonialgesellschaft gründen, die den Besitz des verstorbenen Hofmarchalls von St. Paul-Quaire in und bei Tanga erwerben soll. Auf diesem etwa 2660 Hektar umfassenden Terrain sind die ersten Versuche mit der Kautschuk-Kultur in Deutsch-Ostafrika gemacht worden. Sie werden mit 300000 Mark, also einer sehr stattlichen Summe, bemerht; die Veröffentlichung giebt nicht klare Auskunft darüber, ob zu diesem mit 300000 Mark zu bezahlenden Besitz auch die 2000 Hektar gehören, deren Ueberweisung Herrn von St. Paul vom Kaiserlichen Gouvernement „fest zugejagt“ worden ist. Was Einem fest zugejagt ist, besitzt man noch nicht; wahrscheinlich gehören die 2000 Hektar also nicht dazu. Das Grundkapital der Gesellschaft soll 1,20 Millionen Mark, eingeteilt in 2400 Antheile zu je 500 Mark, betragen; auf Grund „eingehender Berechnungen und Erfahrungen“ wird nun kalkulatorisch festgestellt, daß, bei normalem Verlauf, im fünften Jahr schon eine Verzinsung von 10 Prozent zu erwarten sei und man eine erhebliche Steigerung der Dividende in den folgenden Jahren „nach den bisherigen Erfahrungen als sicher“ ansehen dürfe. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft habe eine Beteiligung mit 150 000 Mark zugejagt. Und das Publikum wird nun aufgefordert, sich an dem Unternehmen zu beteiligen, das Aussicht biete, das an anderen kolonialen Gründungen etwa Verlorene wieder einzubringen. Dieser letzte Passus kann in unbefangenen Lesern ein Gefühl des Mißbehagens erregen. Unwillkürlich denkt man dabei an die Jahrmärkte mit ihren Würfelstuden und der lärmenden Aufforderung, dem Glück die Hand zu bieten. Welche Sicherheit aber ist Denen gewährt, die sich an dem Unternehmen beteiligen? Auf gute Erfahrungen gestützte „Rentabilitätsberechnungen“; nichts weiter. Genügt Das? Die Gründer sagen: Ja; doch nicht Jeder wird ihnen zustimmen. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft ist 1885 gegründet worden, hat es aber seitdem noch nicht über 5 Prozent Dividende für ihre Vorzugsaktien gebracht; die Stammaktien haben nur für 1900 eine Dividende von 2 und für 1904 eine von 2½ Prozent erhalten. Diese Gesellschaft hat allerdings nicht nur Kautschuk- und Sisalhanfkulturen, sondern auch andere Pflanzungen, die, wie die Kaffeepflanzung Union, fühlbaren Verlust gebracht haben. Sie hatte bis ins Jahr 1902 auch das Recht der Münzprägung und steht im Mittelpunkt des deutsch-ostafrikanischen Handelsverkehrs. Ihr geschäftlicher Erfolg ist jedenfalls nicht geeignet, das Publikum zu kolonialen Kapitalanlagen zu loden. Ich will hier nicht erörtern, was die Gesellschaft für die Wirtschaft der Kolonie gethan hat, sondern nur feststellen, daß ihre Rentabilität nicht glänzend ist. Daß sie auch durch die Kraber-Ausfälle Verluste erlitten hat, ist ein Beweis für die Notwendigkeit, hier mit Faktoren zu rechnen, die bei inländischen Unternehmungen nicht in Betracht kommen. Eben deshalb ist solchen Gründungen die Masse der kleinen Kapitalisten fernzuhalten. Ob die noch jungen Sisalkulturen den Gesamttertrag wesentlich steigern werden, ist einstweilen noch nicht abzusehen.

Wichtig scheint mir, schon weil solche Reserve selten ist, das Zugeständniß mit den Kautschukulturen seien noch nicht so beweiskräftige Erfahrungen gemacht, worden wie mit dem Eisalhanf. Damit ist zugegeben, daß die Rentabilitätsberechnung, so weit sie sich nur auf die Kautschukpflanzungen bezieht, noch unsichere Grundlagen hat und daß Gründungen, die nur Kautschukulturen in Aussicht nehmen, mit sehr kritischem Blick zu betrachten sind. Eine kleine berliner Bankfirma hat sich auf dem Gebiete der Kolonialgründungen besonders hervorgethan, obwohl es an deutlichen Abweisungen nicht gefehlt hat. Erst kam sie mit einem Unternehmen auf Borneo heraus; dann ging die Reise nach Samoa; und die neueste Expedition wählt Kamerun als Ziel. Diese Firma scheut sich nicht, ihre Anzeige einen Prospekt zu nennen, und unterscheidet sich dadurch nicht vortheilhaft von der Oshafrika-Compagnie, die überhaupt vornehmer austritt. Die Firma, die den „Prospekt“ als „Kautschukkultur-Syndikat G. m. b. H.“ unterzeichnet, hat für die zu gründende „Kamerun-Kautschuk-Compagnie Aktiengesellschaft“ einen Ausschichtath zusammengebracht, der mit ziemlich klangoollen Namen prunken kann. Ob die Mitglieder (Admiral z. D. Thomsen in Kiel als Vorsühender, Geheimer Kommerzienrath Spemann in Stuttgart, Professor Dr. Warburg in Berlin und Andere) nicht am Ende nur ihrer Freude an jedem Versuch, die deutschen Kolonien wirthschaftlich zu heben, Ausdruck geben wollten und das Ausschichtathsmandat als Nebenache betrachten? In keinem Fall entbindet ihr Name uns von der Pflicht, die Grundlagen und Aussichten der neuen Gesellschaft genau zu prüfen. Die erste Anzeige der „Kamerun-Kautschuk-Compagnie“ wurde in den ersten Apriltagen, die zweite im Mai veröffentlicht. Inzwischen waren, wie es heißt, von dem mit 3 Millionen Mark bezifferten Aktienkapital schon 2,50 Millionen begeben worden (anwen?), so daß nur noch 500 000 Mark zur Zeichnung aufgelegt werden. Für die Kautschukkultur hat man sich durch das Recht der Option ein 2000 Hektar großes Terrain gesichert und nun eine Rentabilitätsberechnung aufgestellt, die, allerdings erst vom achten Jahr an (bis dahin müssen sich die Aktionäre mit 4 Prozent Bauginsen begnügen), beinahe märchenhafte Verzinsungen verheißt. Innerhalb eines Zeitraumes von sechs Jahren soll danach die Dividende, mit jährlichen Zunahmen von je 7 Prozent, von 8 auf 39 Prozent steigen. Für die Zuverlässigkeit dieser Rechnung bürgt den Zeichnern zunächst nur eine Darstellung der Kautschukkultur Chancen im Allgemeinen und im Besonderen und die allerdings ungemein werthvolle Zusicherung, daß die Verwaltung der neuen Gesellschaft in den selben Händen liegen werde wie die auch von der erwähnten Firma (Mertens & Co. G. m. b. H.) gegründeten Samoa-Kautschuk-Compagnie und Borneo-Kautschuk-Compagnie. Wenn damit gesagt sein soll, daß für Samoa, Borneo und Kamerun die selben Kulturverhältnisse vorausgesetzt werden, darf man die Versicherung mit heiteren Gefühlen hinnehmen. Schon die Arbeiterfrage, die auf den Sunda-Inseln doch wohl eine wesentlich andere Antwort fordern wird als in Westafrika oder Samoa, würde den Versuch, die drei Gesellschaften nach dem selben Schema z. z. zu leiten, bald recht gründlich vereiteln. Solche Kleinigkeiten pflegen unternehmungslustigen Leuten aber keine Kopfschmerzen zu machen. Kenner der Verhältnisse meinen, erst nach etwa zehn Jahren lasse sich über die Durchschnittsquantität der Ernten unter bestimmten agronomischen und klimatischen Bedingungen einigermaßen Sicheres sagen. Im Allgemeinen sei die Ertragsfähigkeit der Kautschukulturen noch ungewiß und die Preisbildung auf längere Frist hinaus nicht zu übersehen; die künstliche Herstellung eines (wenn auch nur für manche Zwecke

brauchbaren) Ersatzmittels, die durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt, würde den Kautschukpreis natürlich herunterdrücken. Hält man diese Bedenken den Entschlossenen entgegen, so antworten Einzelne, Das beziehe sich auf die Ficus-Schlechte (Das ist gerade die Kautschukart, die bei der Kamerun-Kautschuk-Compagnie in Betracht kommt). Andere wieder, Manihot Glaziovii Müll., der Ceara-Kautschuk (um den es sich bei der Ostafrika-Compagnie handelt), sei die unrentable Art. Keiner wills gewesen sein, wenn die Sache schief geht. Keiner ersetzt aber auch dem Publikum die Verluste, die es durch solche Rentabilitätsberechnungen erleidet.

Daß ein Industriegebiet gute Aussichten zeigt, beweist noch nichts für die Güte des einzelnen Unternehmens, das auf diesem Gebiet gegründet wird. Eisen und Kohle sind gewiß heutzutage sehr begehrte und einträgliche Produkte; trotzdem rentieren viele Hütten- und Bergwerksgesellschaften schlecht. Daß die Nachfrage nach Kautschuk wächst und in den nächsten Jahren wahrscheinlich noch weiter wachsen wird, beweist also auch noch nichts für die Zuverlässigkeit der in den erwähnten Offerten gemachten Versprechungen. Wenn einzelne Pflanzungen guten Ertrag bringen, können andere trotzdem unrentabel bleiben. Auch mit dem Nachweis erzielter Erfolge wäre also keinerlei Garantie für das Gedeihen neuer Unternehmen gegeben. Sicher ist aber, daß Brasilien mit seinen reichen Wäldern an den Ufern des Amazonasstromes der wichtigste Kautschuklieferant ist, daß in Mexiko längst eine intensive Kautschukkultur begonnen hat und daß man sich auch in den übrigen centralamerikanischen Staaten zu rühren beginnt. Neben dieser Konkurrenz ist, in Afrika selbst, die Produktion des Kongostaates beachtenswert. Die Domäne des Königs der Belgier exportierte im Jahr 1904 fast 5 Millionen Kilogramm. Viele belgische Kolonialgesellschaften versuchen jetzt die Ausbeutung der Kautschukulturen. Von den 13 Millionen Kilogramm, die aus Afrika exportiert wurden, entfallen auf die deutschen Kolonien bisher nur 450 000 Kilogramm. Nach solcher Entwicklung wäre es, selbst wenn die Rentabilität den Hoffnungen der Gründer entspräche, sicher nicht leicht, gegen die Konkurrenz die deutsche Produktion siegreich durchzusetzen. Und der Blick auf die Gesellschaften, die diesen Kampf führen sollen, kann uns auch nicht gerade ermutigen. Die Gesellschaft Nord-West-Kamerun hat ihre Rentabilität bisher eben so wenig zu beweisen vermocht wie die Gesellschaft Süd-Kamerun; und doch existieren diese Gesellschaften schon acht und neun Jahre. Die Kamerun-Kautschuk-Compagnie aber soll schon im achten Jahr 8, im neunten gar 15 Prozent Dividende bringen. Was sind Hoffnungen? Die Neu-Guinea-Compagnie, die Ende März 1905 über einen Besitzstand von 427 000 Kautschukbäumen verfügte, lieferte erst in neuester Zeit besseren Ertrag. Diese und andere Gesellschaften mögen für unsere Kolonien von noch so hoher Bedeutung sein: ihre finanziellen Resultate sind bisher nicht so, daß ihre Aktien dem großen Publikum zur Kapitalanlage empfohlen werden können. Der Unternehmer, der hinüber geht, Land und Leute genau kennen zu lernen versucht und dann ein Geschäft riskiert, hat gewiß die Möglichkeit, in Afrika Geld zu verdienen. Die Form der Aktiengesellschaft eignet sich aber, weil sie auf die Beteiligung der Masse, des kleinen Kapitals angewiesen ist, nicht für Kolonialgründungen. Und leider haben bis jetzt Engländer, Franzosen und Belgier sich in allen kolonialen Unternehmungen den Deutschen so überlegen gezeigt, daß selbst die härteste deutsche Aktiengesellschaft auf diesem uns immer noch fremden Boden im internationalen Wettbewerb einen schweren Stand haben würde. Ob die neuen Gesellschaften aber je zu den Stärken gehören werden? Davon.

Dampfplüge bauen wir in den bewährtesten Constructions.

Dampfstrassenwalzen bauen wir gleichfalls als Spe- cialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässig- sten Preisen.

John Fowler & Co. in Magdeburg.

Restaurant Hundekehle im Grunewald

Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine) täglich in der Wein-Abteilung in geschloss. Räumen.
Bier-Abteilung: Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. Original Pilsner — Wethenstephan — Berliner Bockbrauerei.
 Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.

Hermann Otto, Hollieferant.

Berliner Bock-Brauerei

Abteilung I.
Tempelhofer Berg.

Berlin

Abteilung II.
Chausseestr. 58.

Wir empfehlen unsere anerkannt vor-
züglichen Biere in Gebinden u. Flaschen.

Gefällige Bestellungen erbitten

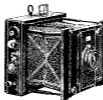
per Telefon: Amt VI, 3019, Amt IX, 9191, Amt III, 2603 u. 2623.

Die Direktion.



Goerz-Anschütz- Klapp-Camera „Ango“ mit Goerz-Doppel-Anastigmat.

Für
Fachleute
und
Amateure.



Für
Fachleute
und
Amateure.

Leicht, stabil, kompendsios und elegant.

Neues Modell.

Von aussen verstellbarer, geschlossen aufziehender Schlitzverschluss für Zeit-,
Ball- und Momentaufnahmen (bis $\frac{1}{1000}$ Sekunde). Mit Tele-Einrichtung für Fern-
aufnahmen geeignet.

Kataloge kostenfrei Bezug durch alle photographischen Handlungen oder durch

Optische
Anstalt

C. P. Goerz, Aktien-
Gesellschaft

Berlin-Friedenau 56.

London

Paris

New York

Chicago

Am Bahnhof
Friedrich-Strasse
BERLIN.

Savoy Hotel

Tafel-Musik.

*

Grand-Restaurant
mit
Garten-Terrasse.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.



Das Beste vom Besten ist
Dr. Alberti's einzig echte
Puttendörfersche
Schwefelseife

Waschen Sie sich nur mit dieser
seit mehr als 50 Jahren
rühmlichst bekannten **Toiletteseife**
Gegen rauhe, spröde, fleckige Haut, besiegt
Sommerprossen etc. und ist unentbehrlich zur
Erzielung einer zarten, sammetweißen Haut.
Preis a. Paket mit 2 Stück 30 Pfg.
3 Pakete nur M. 1.25

Zu beziehen durch die Fabrik
F. W. Puttendörfer, Berlin W. 30, Frobenstr. 21



Erweitern
sich
nach
Körpers-
bedarf

Sich
zur
frische-
ren
Haut

Dr. med. Hofmann's
Kuranstalt für

Herzkrankte

BAD NAUHEIM b. Frankfurt a. M., Bismarckstr. 1 O., gegenüber des städt. Rathhauses.
Ambulante Behandlung — Sanatorium. Genl. Arzt: Dr. med. A. Smith,
früher Schick Koch & Behrm. Leiter: Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann.



Sanatorium Oberwaid

bei St. Gallen Schweiz.

Naturheilanstalt I. Ranges mit allem Komfort
nach Dr. Lahmann. Auch für Erholungs-
bedürftige und zur Nachkur. Spez.-Abteil.
zur Behandlung von Frauenkrankheiten.
2 Aerzte, 1 Aerztin. Dr. Otto Wagner.

• Zu Frühjahrskuren infolge milder Lage ganz besonders geeignet.

Ausführl. illustr. Prospekte gratis.

Vereinigte Glanzstoff-Fabriken, Aktiengesellschaft

zu Elberfeld.

M. 2 500 000.— Aktien

No. 1—2500 zu je M. 1000.—

Vereinigte Glanzstoff-Fabriken, Aktiengesellschaft

zu Elberfeld

sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden. — Prospekte sind bei uns erhältlich.

Berlin, im Mai 1906.

Georg Fromberg & Co.



Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen

von
BREMEN
nach
AMERIKA

New-York via Southampton-Cherbourg
LONDON PARIS

Baltimore-Galveston-Cuba

Süd-Amerika-Brasilien-LaPlata

Mittelmeer-Aegypten

Ostasien-Australien

Specialprospekte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd
Bremen

== **Mittelmeerfahrt Juli 1906** ==

für nur 385 Mk., Reise, Wagenf., volle Verpflegung, Führung und Reisebegleitung durch
das bewährte Bureau Spatz-Halle u. Tunis. In circa 17 Tagen von Basel über
Marseille nach Ajaccio, Algier, Tunis, Sizilien, Neapel, Rom, Riviera. Auskunft
erteilt **Wagner-Waldenburg** (Schles.), Vors. d. Deutsch. Tour-Ver.

Busch-Hand-
Kameras

Besondere
NEUHEITEN
1906.

	Mark
Ageb	30-40
Liliput	70-130
Goppel-Liliput	90-150
Drei-Preis	82-168

Kameras



mit
Busch-
Objektiven.

Busch Bis-Telar!

Tele Objektiv höchster
Vollendung.

Zu beziehen durch alle photogr. Handlungen, Kataloge gratis und franko.
Rathenower Optische Ind.-Anstalt, vom Emil Busch, I.-G., Rathenow.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.

Freitag, den 25., Sonnabend, den 26., Sonntag, den 27., Montag, den 28./5.

Der Kaufmann v. Venedig.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Lustspielhaus in Berlin

Direction: Dr Martin Ziekel, Friedrichstr. 238.

Freitag, den 25., Sonnabend, den 26., Sonntag, den 27. und Montag, den 28./5. Abds. 8 Uhr.

Die von Hochsattel.

Sonntag, Nachm. 3 Uhr.

Der Familientag.

Die weiteren Tage siehe Anschlagstafe.

Theater des Westens.

Freitag, d. 25./5.

8 Uhr.

Sonnabend, d. 26./5.

8 Uhr.

Sonntag, den 27./5.

8 Uhr.

Montag, den 28./5.

8 Uhr.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Der Troubadour.**Joseph i. Egypten.****Schützenfiesel****Der Bettelstudent.**

(Josef König als Gast).

Neues Theater

Anfang 7½ Uhr.

Freitag, den 25., Sonnabend, den 26., Sonntag, den 27. und Montag, den 28. Mai.

Orpheus in d. Unterwelt.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Thalia-TheaterDirection: Kren u. Schönfeld.
Heute und folgende Tage, Abends 8 Uhr.**Hochparterre links.**

Sonnt. d. 27./5. Nachm. 11. Der Hochtourist.

Kleines Theater.

Freitag, den 25., Sonnabend, den 26., Sonntag, den 27. und Montag, den 28./5. Abends 8 Uhr.

Ein idealer Gatte

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Patent Friedrich 716
Berlin
bureau **Arendt****Wein-Restaurant.****I. Ranges.****Otto Mamsch**

Leipzigerstrasse 94.

Diners 1,50 Mk.

Souper 2 Mk.

Weinstuben „Delmonico“

Eingang Unter den Linden 31 u. Rosmarinenstr. 2.

Salons à part**Warme Küche die ganze Nacht**

Fernsprecher 1, 6048.

Karl Kummer.

Gute Resultate bei
Blutarmut
Nervenleiden
Frauenkrankheiten
Verdaunungsleiden
Rheumatismus
Fettleibigkeit
Krankheiten der
Atemungsorgane u.
allen chronischen
Erkrankungen.

Wer sich krank fühlt

oder erholungsbedürftig ist, versuche eine Kur im

Germanenbad b. Landeck
in Schlesien.

Größte Befriedigung ist sein Lohn.

Streng wissenschaftliches u. erfolgreiches, maßvolles
Wasserheilverfahren mit Hilfe aller existierenden
Heilfaktoren! Aelterer spez. Arzt in der Anstalt.
Heerliches Stückchen Erde. — Reinste Wald-
höhenluft! — Billiger Preis! — Prospekte frei.

Berliner-Theater-Anzeigen

KOMISCHE OPER

Freitag, den 25. Mai,
Abends 8 Uhr.
Sonntag, den 26. Mai,
Abends 8 Uhr.
Sonntag, den 27. Mai,
Abends 8 Uhr.

Direktion: Hans Gregor.

Die Boheme.

Hoffmanns Erzählungen.

Figaros Hochzeit.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule

Cabaret Roland von Berlin

Potsdamerstr. 127. Hansaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von **Julius Freund**
Musik von **Victor Hollaender**.

Bender.
Josephi.
Massary.

Giampietro.
Steidl.
Lilly Walter.

Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festhalle, Café u. Conditorei,
gedeckt. Gartenhallen, Fontaine lumineuse.

Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm.
Diners v. 3,50 Mk., Soupers v. 4 Mk. an.

Täglich: Doppel-Concert.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
Romanen etc. bitten
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlages hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Secession Kurfürsten- damm 208, 209.

Geöffnet täglich 9-7 Uhr.

Eintritt 1,- Mk., Sonntags 0,50 Mk.

Prospe. und Karte
beigeb. gratis

Johannisbad Eisenach 26

Morphosanaleikum nach Dr. Lahmann
Kuren m. giftfreien Pflan-
zensäften. Schönheitspflege.
Behandlung chron. Leiden,
besonders Frauenleiden.

Frl. Dr. med.
Szalkay
(Östr.
appr.)

3 Kurhäuser
Sanitätsrat Dr. Billinger. Dir. Johann Glau.

Technisch-Orthopädische Heilanstalt Georg Hessing, Gross Lichterfelde-Ost, Wilhelmstr. 36a.

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: **Häft-, Knie- und
Küchelhelenk-Entzündung**, sowie der Entzündung der Wirbelsäule,
von frischer und alten Knochenbrüchen, Bruch des Schenkelhalses,
"Knieeröffnungen" u. "Grenzfällen", Verkümmungen der Wirbel-Axile,
Verkrümmungen nach Gült, Rheumatismus etc. Angeborener Häft-
Luxation, auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

— Prospekte auf Wunsch. —

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. — * — Gegründet 1875.

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Gesamtversicherungsstand 640 000 Versicherungen.

Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei.

Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

NORDSEEBAD
Borkum
 genannt: „Die grüne Insel“
 1905: 20439 Besucher
 Schönster Strand, starker Wellenschlag, ozeanreiche Seebad. Herren-, Damen- u. Familienbadestrand. Licht- und Luftbad. Allen hygienischen Anforderungen ist genügt. — Tägliche Dampfschiffsverbindungen. — Prospekte, Fahrpläne gratis durch die Bade-Direktion und bei Haasenstein & Vogler A.-G.

==== Hannover ====

Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteinleiden u. Stoffwechselkrankh.

Steuerndieb (H). Operationslos!

Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • Illustr. Prospekte.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium für Zuckerkrankhe

Dresden-Strehlen, Residenzstrasse Eigener Laboratorium Näh. im Prospekt.

Schockethal bei Cassel.

Hervorragende Kuranstalt für natürliche Heilweise. Gr. Erfolg. Winterkuren. Prosp. Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.

Sanatorium Dr. Passow ^{Nefningen} L. Thüringen

für Nervenkrankhe u. Entziehungskuren. Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. A. Passow. Langj. Assistent.

Als eine erste Bezugsquelle für die Beschaffung einer **gediegenen, vornehmen, stillgerechten**

==== Wohnungs-Einrichtung ====

empfiehlt sich die **altrenommierte Firma**

Societät Berl. Möbel-Zischler

Dekorationen und
Teppiche

Sonderausstellung von Speisezimmern, Herrenzimmern, Salons und Schlafzimmern von 300 M an

Kopien antiker
Möbel

Berlin SW., nur a. d. Jerusalemer Kirche 3.

Schriftsteller!

III

Bekannter Verlag überm. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Anss. günst. Beding. Off. unt. B. N. 205. an Haasen-stein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Spielen Sie in der Lotterie! Wenn ja, so haben wir Ihnen gratis eine hochwichtige Mitteilung zu machen, worüber Sie sicher erfreut sein werden. Postkarte genügt. Wendels Verlag, Dresden. 30,57.

Fusschweiss auch Hand und Achselschweiss sofort geruchlos und normal durch

„Miotan“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken. Echt einzig und allein bei **Max Arndt**, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Cabinet-Comet
**Graeger-
Sect**
Gold & Silber
Zu beziehen durch die Weinhandlung
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a.M.

Geld-Lotterie

Genehmigt in ganz Preussen.
Wetzlarer Dombau-
Ziehung am 6. und 7. Juni er.
275,000 Lose à 3 Mk., 8496 Geldgewinne
im Gesamtwert von

320000 Mk.
Gewinn-Mark

70000
50000, 30000
20000, 10000

2mal 5000, 4mal 2500, 5mal 2000
10mal 1000, 20mal 500, 50mal 200
100mal 100, 200mal 50, 500mal 20
1100mal 10, 6500mal 6

LOSE à 3 Mk. inkl. Reichs-
steuereinzug
Porto und Liste 30 Pfg. extra.

A. Molling, Hannover.

! Los nur $\frac{1}{2}$ M.
Ziehung 12. Juni 1906

Stettiner Pferde- Lotterie

4304 Gewinne, W. Mark:

135000

Hauptgewinne: 7 Equipagen,
112 Reit- und Wagenpferde, Werts

113000

420 massive Silbergew., aus. M.

22000

Lose à 50 Pf., Porto und Liste 20 Pf.,
11 Lose einschliesslich Porto u. Liste
nur 5 Mk., empfiehlt das General-Debit

Carl Heintze,

Berlin W., Unter den Linden 2.

Das Nietzschebuch der Saison!!

Apollo oder Dionysos?

Kritische Studie über

Friedrich Nietzsche

Von Ernest Seillière.

Autoris. deutsche Ausgabe 317 Seiten Gr. 8°
M. 7.—, Lwb. M. 8.50, Hft. M. 9.—, Aus-
führliches Verlagsverzeichnis gr. franko.

H. Barsdorf, Berlin W30. r.

Habsburgerstr. 10.

Schlossbrauerei *Schöneberg*

Schlossbräu
in Syphons
à 5 Ltr.
Mk. 1.50



Teleph:
Amt 9
No. 9122.

Schlossbrauerei *Schöneberg*
BERLIN W.

Sanatorium **F**inkenwalde bei Stettin

Idyllisch geschützte Lage inmitten herrlich. Buchenwaldes. Vornehm eingerichtete Räume. Individuelle Behandlung von Nerven-, Magen- und leitenden Arzt Dr. med. **Fritz Bahrmann**.

Frauenleiden, Gicht, Rheumatismus, Zuckerkrankheit, Elektrische (Licht) Bäder, Bestrahlungstherapie, Vibrationsmassage, Thure-Brandt'sche Massage, Dampf-Heissluftbäder, Heilgymnastik, Licht-, Luft- und Sonnenbäder, Liegehalle, Tennisplatz. Prospekte durch den

Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt Rittergut Nimbach a. Bober Post Reinswalde, Kr. Sagan in Schlesien (früher Rittergut Niendorf a. Sch.) Gegründet 1895. Prospekt frei.
Sanitätsrat Dr. Lereche,
Alfred Smith, Rittergutsbesitzer.

Sanatorium für **Hautkrankheiten und Kosmetik**

Park gg. Palmengarten. Ausführliche Prospekte frei.
Leipzig. Dr. med. M. Jhle.

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4.
Holt alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten

Zeitungsausschnitte
über jedes gewünschte Thema.

Prospekte gratis.

Bilz

Sanatorium „Schloss Löbnitz“
DRESDEN-RADEBEUL, 3 Aerzte.
Prospekt frei. Das ganze Jahr geöffnet.
Gute Heilerfolge. Herrliche Lage.

Probierbrief zum Selbstunterricht in der
Kaufmännischen Stenographie vom
Stenographischen Verlag, Liegnitz 74.

Detektiv- und Auskunfts-Bureau „Greif“

HANNOVER Georgstr. 10¹ Teleph. 999.
Ermittelungen, Überwachungen, Familien-Auskünfte
auf jed. Platz. — Empfohlen von Juristen u. ersten Firmen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Das „Cabaret Roland v. Berlin“, Direktion Schneider-Dunker und Rudolph Nelson beginnt am 16. Mai die Sommer-Saison. Die Billets à 5.— Mk. sind abgeschafft und es gibt nur Plätze à 3,20 Mk. und 2,20 Mk. und werden dieselben auf den Namen des Bestellers reserviert. Telephonische Bestellungen werden von 12 bis 3 Uhr Mittags angenommen. Für die Besucher des Cabarets ist der prachtvolle Garten „Alt Heidelberg“ geöffnet, welcher dem Cabaret-Saal eine angenehm kühle Temperatur spendet.

Das Erträgnis der für die ganze preussische Monarchie genehmigten **Wetzlarer Dombau-Geld-Lotterie**, deren Ziehung bereits am 6. und 7. Juni d. J. stattfindet, ist für das Werk der Erneuerung und Erhaltung des Wetzlarer Domes, dieses altherwürdigen Baudenkmals, bestimmt. Von den zur Ausgabe kommenden 275 000 Losen à 3 Mark werden 8496 Geldgewinne im Gesamtbetrage von 320 000 Mark gezogen. Der erste Gewinn ist 70 000 Mk. Der zweite Gewinn beträgt 50 000 Mk. Die Verkaufsstellen, wo diese Lose zu haben sind, sind durch Plakate kenntlich.

Fusschweiss soll man nicht vertreiben ist eine vielfach verbreitete Ansicht, hervorgerufen durch die Wirkung ungeeigneter Präparate. Die Firma **Max Arndt, Berlin C. 19, Seydelstr. 31 a** am Spielmarkt, bringt seit vielen Jahren ein Kosmetikum in den Handel, „**Miotan**“ genannt, das den üblen Geruch sofort beseitigt, den übermäßigen Schweiss allmählig auf normal bringt und gänzlich unschädlich ist.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein farbiger Prospekt bei der

Zehlendorf-Klein-Machnower-Terrain-Akt.-Ges.

(Pharus-Plan) Berlin N.W.7.

Wir bitten dem Prospekt freundlichst Beachtung schenken zu wollen.



Nationale Preis-Aufgabe.

Wir leben in einer Zeit deutscher Wiedergeburt — deutscher Renaissance. Auf allen Gebieten drängen die Geister zu nationaler Erneuerung. Wenn wir das geistige Ringen gegen die alten Mächte, Formen und Vorurteile überblicken, so möchten wir mit Hutten ausrufen: Es ist eine Lust zu leben! Aber diese Freude des Kampfes wird nicht zur Siegesfreude werden, wenn nicht bei Zeiten ein Zusammenschluß der aufbauenden Kräfte gelingt. Es gilt, die gesunden Geistes-Strömungen unserer Zeit zu einem neu-deutschen Lebens-Programm zusammen zu fassen, durch litterarische Arbeit Alles zu vereinigen, was an positiv gerichteten Ideen und Vorschlägen zur Erneuerung unseres Volkstums aufgetaucht ist. Das beträfe in der Hauptsache:

1. Die Forderungen des nationalen Gedankens in Hinblick auf Kunst, Litteratur, Theater, Gesellschaft, Kirche, Justiz;
2. Die Neu-Gestaltung des Schul- und Erziehungs-Wesens im gesamtgesellschaftlichen, praktischen und nationalen Sinne;
3. Unabweisbare politische, soziale und wirtschaftliche Reformen;
4. Folgerungen der neueren Rassen-Erkennnis für die soziale und politische Neu-Gestaltung.

Eine Reihe positiv gerichteter Vorschläge für alle diese Gebiete finden sich u. a. in der seit 4 Jahren in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Hammer“. In diesem Blatte, das sich vorwiegend im Geiste Lagarde's und Gobineau's bewegt, scheint uns der Grundton und die Richtung gegeben, in der sich eine deutsche Wiedergeburt zu bewegen hätte. Wir setzen daher drei Ehren-Preise von zusammen **1800 Mark** und zwar zu 1000, 500 und 300 Mark aus für die besten kritisch-zusammenfassenden Arbeiten, welche die wichtigsten Erneuerungs-Gedanken aus obigen Gebieten unter einheitliche Gesichtspunkte bringen.

Die Schriften können 5—10 Druckbogen umfassen und sind bis 1. März 1907 an den Verlag von Herrn. Beyer, Leipzig, Brommestr. 8 einzusenden. Die näheren Bedingungen sind von dort zu erfahren. Das Preisrichter-Amt übernimmt ein Ausschuß der Unterzeichneten.

Prof. M. Glasenapp, Riga. — Rich. Gröger, Justizrat, Schweidnitz. — Dr. G. Stille, Sanitätörat, Stade. — Dr. jur. H. Schulz, Berlin. — Dr. phil. Schulz-Wulkow, Post Boosfen. — Dr. med. et phil. Wilh. Rohmeder, Schulrat, München. — Dr. Ernst Wachler, Rhöndorf a. Rh. — Dr. Wohlfahrt, Genthin. — Paul Fiedler, Chemnitz. — Dr. Rud. Vogel, Oberweiler. — Rag Beyer, Dresden-Laubegast.

Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst

Einzelmöbel. Wohnungs-Einrichtungen. Mitarbeiter die hervorragendsten Künstler. Dresdner Hausgerät (Maschinen-Möbel, Zimmer von Mk. 300 an), Ausstattungsbriefe von Dr. Friedr. Naumann, sowie eine Denkschrift über das Dresdner Hausgerät Mk. 1.50. Dresdner Gartenmöbel (Preisbuch 50 Pf.), Künstlerstoffe und Teppiche. WERKSTÄTTEN: BLASEWITZER-STR. 17; VERKAUFS- UND AUSSTELLUNGSRAUME: RINGSTR. 15.

Soeben erschien ein neues Buch
VON ELLEN KEY:
Der Lebensglaube

Betrachtungen über Gott, Welt und Seele

Umf. 562 S., geb. 4 M., geb. 5 M., Lederbd. 6.50 M.

Inhalt: Das Verblühen des Christentums / Die Umwandlung des Gottesbegriffs / Der Lebensglaube / Das Glück als Pflicht / Die Evolution der Seele durch Lebenskunst / Ewigkeit oder Unsterblichkeit.

S. Fischer, Verlag, Berlin W. Bülowstr. 90

Herrenzimmer- u. Privatbureau sowie Kanzlei- und Contor-Möbel- und Einrichtungen.



— Nur erstklassige Fabrikate! —

Shannon-Registrator & Co.

Aug. Zeiss & Co.,

Centrale: Berlin W., Leipzigerstrasse 1261.

Erste und Älteste Firma dieser Branche in Europa. Höchste Auszeichnungen auf allen
Weltausstellungen.

Goldene Medaillen: Paris 1900 und St. Louis 1904.

Telephon: Amt I, 8754.

Kataloge kostenlos!

Für

Blutarme, **Nervöse**

Dr. Klopfer-Glidin (Weizen-Lecithin-EIWEISS).
Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.
In Apotheken, Drog. ————— Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Vins de Champagne

de la maison

Al. Descôtes

Ch. Gardet Successeur

Epernay (Marne)

General-Vertreter

Kahn & Winter

Wien I, Canovagasse 7

Palais Rothschild.

Central-Depôt

Fritz Biermann

Berlin

Gilchinerstrasse 110.

„Sanatorium Zackental“

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau.

Fernsprecher 27.

oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Douchen, Wasser-, Kohlensäure-, Elektr.
Wasser- und Licht-Bäder, Bestrahlungen,
Vibrationsmassage, Inhalatorium nach
Dr. Heryng, Luftbad, Liegehallen.

Centralwarmwasserheizung, elektr. Be-
leuchtung, Romantische windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. See-
höhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet.
Näheres Dr. med. Hartseh, dirkt. Arzt
oder Administration in Berlin S.W.,
Möckerstr. 118.

Nachahmung ist die aufrichtigste Form der Schmeichelei!

(Imitation is the sincerest form of flattery!)

Es gibt keinen Sektrinker, der nicht wüsste, dass die Firma Henkell & Co. es war, die vor vielen Jahren durch Schaffen der Marke „Henkell Trocken“ das Wort „Trocken“ derart in den breitesten Massen des Publikums bekannt machte, dass heute für jedermann die Bezeichnung „Trocken“ für Sektunlöslich mit dem Namen „Henkell“ verknüpft ist!

Die Versuche, das Wort „Trocken“ der Öffentlichkeit gegenüber in Verbindung mit anderen Schaumweinen zu bringen, bedeuten daher für Deutschlands führende Sektmarke die denkbar beste, unbeabsichtigte Empfehlung, da jeder Kundige stets zu lesen glaubt:
„Henkell Trocken“.